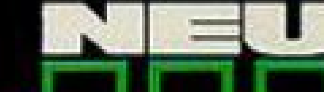
1,90 DM / Band 700
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 15,-



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Assungas Zaubermantel

Frankreich F 8,60 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160



Assungas Zaubermantel

John Sinclair Nr. 700

Teil 1/3

von Jason Dark

erschienen am 03.12.1991

Titelbild von Maren

Sinclair Crew

Assungas Zaubermantel

Das Brüllen des Mannes erreichte die Stärke eines Orkans. Sein bleiches, gelblich angehauchtes Gesicht verzog sich zu einer schiefen Grimasse, in der der offenstehende Mund wie der Eingang zu einem tiefen Schacht wirkte. Das Schreien war so laut, daß es selbst das Rauschen des Wassers übertönte. Als dicker Strahl floß die Flüssigkeit aus der Öffnung. Doch es war kein Wasser, sondern eine Säure, und sie hatte die rechte Hand des Mannes verletzt, als er sich die Hände hatte waschen wollen.

Er taumelte zurück.

Das Schreien brach ab. Nur mehr ein Zischen war zu hören, als er die Luft einsaugte. Er prallte mit dem Rücken gegen die Wand dicht neben dem Toilettenbecken, schüttelte den Kopf, als könne er nicht begreifen, in welch eine Lage er geraten war.

Sich die Hände waschen und plötzlich mit einem Säureschwall konfrontiert zu werden, das war mehr, als die meisten Menschen vertragen konnten.

Und da machte auch der hochgewachsene Mann mit den schwarzen Haaren und dem bleichen Gesicht keine Ausnahme. Er war unter dem Namen Kyle bekannt und besonders in der gefährlichen Schattenkirche ein Begriff, aber das war in diesem Augenblick vergessen, als er auf seine Hand schaute, die mit der Flüssigkeit in Berührung geraten war.

Er hatte sie noch schnell wegziehen können, dennoch hatte die Säure einen Teil des Handrückens und die Finger schon angreifen können, und dies wiederum sehr schnell.

Seine Haut war weicher geworden.

Gleichzeitig heller, erinnerte an Pudding, hatte zahlreiche Falten gebildet, die sich wie eine Ziehharmonika auf den Handrücken zusammenschoben. Er nahm auch einen ätzenden Geruch wahr, und als er genauer hinschaute, da stellte er fest, daß sich seine Fingernägel auflösten. Blasen hatten sich bereits auf dem Horn gebildet, und Kyle war klar, daß er etwas unternehmen mußte. Die Säure konnte er nur mit Wasser bekämpfen, wobei er nicht sicher war, was nun aus den einzelnen Öffnungen fließen würde.

Er hatte kaum mitbekommen, daß er auf der Toilette saß. Nur die Hand zählte für ihn. Er betrachtete sie voller Neugier, aber auch mit Widerwillen und Abscheu. Dann stemmte er sich hoch. Ihm stand nicht nur das Waschbecken zur Verfügung, es gab auch die schmale Badewanne, die ebenfalls einen Wasserhahn besaß, wobei er hoffte, daß aus ihm eine normale Flüssigkeit strömen würde.

Auf dem kurzen Weg zur Wanne stieß er mehrere Flüche aus.

Kyle konnte einfach nicht begreifen, daß sich etwas Derartiges verändert hatte. Eine Verwandlung von Wasser in Säure durfte es gar nicht geben, das war rational nicht zu fassen. Dahinter konnten seiner Meinung nach nur andere Kräfte lauern, hochsensible, magische Schattenkräfte.

Obwohl im Bad das Licht brannte, war es düster.

Es mochte auch an den Wänden liegen, die mit einfacher, wasserabweisender, grauer Farbe bestrichen waren.

Sie schienen einen Teil des Lichts aufzusaugen. Die Fliesen auf dem Boden sahen schmutzig aus. Zur Mitte senkten sie sich. Wenn Wasser überschwappte, lief es auf einen kleinen Gully zu, der inmitten der Fliesen wie ein Auge aussah, das in die Höhe und gegen die blasse Decke glotzte.

Warum war er so bestraft worden? Weshalb hatte sich das Wasser denn in Säure verwandelt?

Er bekam es nicht in die Reihe. Die wildesten Spekulationen schossen durch Kyles Kopf. Er hatte auch daran gedacht, daß sich jemand furchtbar an ihm rächen wollte, obwohl er sich selbst keiner Schuld bewußt war. Denn er hatte schließlich dafür gesorgt, daß es zur

Rückkehr der Hexe Assunga gekommen war.

Kyle erreichte die Wanne, konnte nicht stoppen, prallte mit dem Knie gegen den Rand, kippte nach vorn, stützte sich an der Wand ab, bevor er seinen Körper senkte, den Arm langmachte und nach dem Wasserhahn tastete. Seine rechte Hand brannte wie verrückt.

Die Blasen auf den Fingernägeln waren noch immer vorhanden, und ein Teil der Nägel hatte sich bereits völlig aufgelöst.

Kyle drehte den Hahn auf.

Ein noch breiterer Strahl schoß aus der flachen Öffnung und verteilte sich in der Wanne. Kyle beging nicht den Fehler, die Hand in die Flüssigkeit zu halten, er schaute ihr zunächst nach und stellte zu seiner Erleichterung fest, daß hier keine Säure hervorschoß, sondern normales Wasser, kalt und klar.

Kyle versuchte es, während ein Laut der Erleichterung über seine Lippen strömte.

Dann prallte der Strahl auf seine Hand.

Der große, schwergewichtige und bleiche Mann schrie leise auf, als er die Schmerzen spürte. Sie schossen durch seine Hand bis in den Arm hinein. Der Druck des Wasserstrahls bereitete ihm die Pein. Es dauerte, bis er sich gefangen hatte und nachschauen konnte, was das fließende Wasser an seiner Hand angerichtet hatte.

Ein Teil der Haut, der sich bereits so weit gelöst und gelockert hatte, daß es ihm nicht mehr möglich war, dem Wasserdruck zu widerstehen. Die Flüssigkeit besaß eine derartige Kraft, daß sie die Haut mit sich riß, wegspülte und er den hellen Fetzen nachschaute, die der Wasserstrom mit sich trug und dem Abfluß entgegendrückte, wo sie dann unter kreisenden Bewegungen verschwanden.

Mit jedem Stück Haut schien ein Teil von ihm selbst gurgelnd im Abfluß zu verschwinden.

Aber das Wasser linderte den Schmerz. Es brannte nicht mehr so.

Jetzt war die Kälte um so stärker, doch Kyle fing an sie zu genießen, er hielt seine Hand noch immer in die Flüssigkeit hinein, wobei er seine Augen halb geschlossen hatte, auf das Echo seines Herzschlags lauschte und sich fragte, wer ihm dies eingebrockt haben könnte.

Für ihn hing es einfach mit einer Bestrafung zusammen, denn einen anderen Grund konnte er sich nicht vorstellen.

Wem habe ich etwas getan?

Die Frage, die er sich stellte, war wie ein Schrei, der keine Antwort fand. Statt dessen glotzte er auf seine Hand nieder, die einen Teil der Haut verloren hatte und wo sich jetzt Blut und Wasser zu einer rötlichen Flüssigkeit vermischten, die ebenfalls dem Abfluß entgegengurgelte, um zu verschwinden.

Er dachte an die Schattenkirche!

Sie hatte ihre Pflicht getan. Die alte Hexe war erweckt worden, und

sie hatte mit Tricia Bell das neue Opfer bekommen, das sie benötigte, um selbst weiterexistieren zu können. Es war alles richtig abgelaufen, nichts hatte ihn gestört, und dennoch fühle er das Brennen auf seiner Hand wie eine Bestrafung.

Kyle wußte nicht, wie lange er die Finger und den Handrücken unter den dicken Wasserstrahl gehalten hatte. Irgendwann aber richtete er sich wieder auf, schleuderte seine Haare zurück, die ihm in die Stirn gefallen waren, taumelte zurück und schlenkerte die Rechte, um die Nässe zum Teil abzuschütteln.

Als er den Handtuchhalter erreichte, blieb er stehen. Mit der Linken nahm der das Tuch ab. Es gehörte nicht zu den besten, war nicht flauschig, bestand eher aus einem Stoff, der kratzte, doch ihm blieb in diesem Moment keine andere Wahl, und dementsprechend vorsichtig ging er mit sich selbst um.

Behutsam legte er das Handtuch auf die Wunde, preßte die Zähne und Lippen zusammen, als er den beißenden Schmerz spürte, ließ aber nicht locker, sondern tupfte die Nässe ab.

Er schaute wenig später hin, als er das Handtuch gedreht hatte.

Auf der Innenseite klebten wäßriges Blut und kleine Hautfetzen.

Sensiblere Menschen wären in Ohnmacht gefallen. Kyle aber hatte sich wieder gefangen und fluchte.

Ihm war auch klar, daß er mit dieser Hand sich kaum in der Öffentlichkeit zeigen konnte. Für ihn gab es nur eine Möglichkeit. Er mußte sie verbinden.

Zum Glück bewahrte er im Badezimmer auch Dinge wie Pflaster und Verbandsmull auf. Beides befand sich in einem kleinen Schrank, der am Fußende der Wanne an der Wand befestigt worden war. Er öffnete die Tür, keuchte wieder, weil allmählich die Kälte an der Hand nachließ und das Blut wieder normal zirkulierte, so daß durch die Wärme die Schmerzen zurückkehrten.

Er suchte nach, fluchte und schleuderte Dinge aus dem Schrank, die er nicht brauchte. Zwei kleine Scheren landeten ebenso in der Wanne wie Röhrchen mit Tabletten, Rasierwasser und eine Tube Gel für die Haare. Er fand das Pflaster, er fand den Mull, der noch zu einer Rolle zusammengebunden war.

Auch eine Schere nahm er mit und setzte sich wieder auf den Toilettendeckel.

Seine verletzte Hand zuckte. Es sah aus, als wollte sich das Fleisch melden und seine Schmerzen hinausschreien. Von einigen Fingernägeln war nicht mehr viel zurückgeblieben, auch die Kuppen waren in Mitleidenschaft gezogen worden.

Die Hand brannte zudem so stark, daß sich Kyle auf nichts anderes konzentrieren konnte, obwohl er seine andere Arbeit vorziehen mußte. Auf das Pflaster verzichtete er. Er kümmerte sich um den Mull,

schnitt die Binde mühevoll mit der Schere ab, konnte sie dann um seine verletzte Hand wickeln.

Das alles machte er wenig fachmännisch, was ihn nicht weiter störte. Er wollte nur die Hand verbunden haben, alles andere zählte in diesem Fall nicht.

Kyle verbrauchte den gesamten Mull. Nachher schaffte er es, einen Doppelknoten zu schlingen, blieb sitzen, fühlte sich erschöpft und stellte fest, daß der Schweiß auf seiner Stirn wie Wasser lag und dort eine Schmierfläche gebildet hatte.

Er atmete tief durch.

Sein Herz hämmerte noch immer stärker als gewöhnlich. In seinem Kopf tuckerte es. Doch am schlimmsten nach dem Brennen in seiner Hand war die Frage nach dem Warum?

Er konnte sich keinen Grund vorstellen, der für eine Bestrafung ausgereicht hätte.

Daß es eine Bestrafung gewesen war, davon mußte er einfach ausgehen. Es gab keine andere Möglichkeit, und diese Bestrafung hatte auch nichts mit einer normalen Rache zu tun, sie war durch Kräfte erfolgt, die jenseits der sichtbaren Welt lauerten und als metaphysisch einzustufen waren.

Kräfte, die er erst geweckt hatte, durch irgendeine Tat, die anderen Personen nicht gepaßt hatte.

Er überlegte, er dachte scharf nach, er ließ die letzten Tage noch einmal Revue passieren und wußte trotzdem, daß er sich richtig verhalten hatte.

Kyle hatte der Schattenkirche alles gegeben. Dank seiner Hilfe war es ihm gelungen, die Hexe zu erwecken. Assunga lebte, sie konnte ihren Weg gehen, sie war ihn schon gegangen, und er hatte sogar von den Kräften der Schattenkirche ein wenig Dankbarkeit erwartet.

Die konnte er sich abschminken.

Und als er daran dachte, da lachte er so hart auf, daß dieses Lachen beinahe schon einem Schrei glich. Er hob dabei den Kopf, sah zufällig in den Spiegel, und sein Lachen brach so abrupt ab, als hätte man ihm einen Pfropfen in den Hals gedrückt.

Er würgte nur noch.

Der Spiegel hatte sich verändert. Zwar zeigte seine Fläche noch immer dieselben Maße, doch der helle Glanz war verschwunden. Er hatte sich eingetrübt, als wäre ein starker Nebel gegen den Spiegel gewallt, der sich auf der Oberfläche festgefressen hatte.

Kyle vergaß seine Schmerzen. Auf seinem Platz hockte er wie hingesetzt. Seine Augen konnten sich nicht von der eingetrübten Spiegelfläche lösen.

Obwohl dort nichts zu sehen war, sich keine Kontur abzeichnete, ging er davon aus, daß dieser Spiegel ihm etwas sagen wollte, daß er

eine Botschaft für ihn hatte, die er auf keinen Fall unterschätzen durfte. Hier lief einiges in einer umgekehrten Reihenfolge ab. Zuerst war das Ereignis eingetreten, jetzt würde er möglicherweise die Erklärung dazu bekommen.

Die Zeit verrann. Kyle kam sich vor wie in einer Zelle hockend, die von einer dumpfen Luft erfüllt war und damit begann, ihm den Atem zu rauben.

Eigentlich hätte er wegrennen wollen, er tat es nicht. Jemand hielt ihn fest.

Und plötzlich zeigte sich die Veränderung!

Zwar verschwand der auf dem Spiegel sitzende Nebel nicht, aber aus ihm hervor, wie aus einer unendlichen Tiefe, stieg etwas Grauenvolles, das noch nicht sichtbar war, aber es bereits schaffte, die Ströme der Angst auf den Mann zuzudrücken.

Kyle spürte die Beklemmung wie einen Panzer, der nicht nur seine Brust zusammendrückte, sondern sich auch wie ein Helm um seinen Kopf legte, als wollte er ihm das Gehirn herausdrücken.

Ein tiefes Stöhnen drang durch den Raum. Es wechselte zwischen langgezogenen und abgehackten Lauten, und es dauerte etwas, bis ihm einfiel, daß er es war, aus dessen Mund dieses Geräusch drang, obgleich es sich für ihn so fremd anhörte.

Das Stöhnen hatte seinen Grund. Nur so konnte sich bei ihm die tiefe Furcht entladen. Sie hatte sich in ihn hineingedrängt, als wollte sie seine Seele zerfressen.

Warum war diese Angst gekommen? Trug nur der Spiegel daran die Schuld, oder bildete er sich alles nur ein? War dies möglicherweise eine Folge des Säure-Attentats?

Sein Magen lag wie ein Stein im Körper. Er wäre gern geflohen, fand aber nicht die Kraft, um sich zu bewegen, und so blieb er hocken, den Blick seiner weit geöffneten Augen starr auf den Spiegel gerichtet. An seinem Gesicht rann der Schweiß in dünnen Bächen entlang in Richtung Hals. Kyle wußte jetzt, daß der Höhepunkt dieser unheimlichen Vorgänge unmittelbar bevorstand, aber er schaffte es nicht, sich seelisch darauf einzustellen.

Beinahe wurde er von der weiteren Veränderung des Spiegels überrascht, denn dort erschien innerhalb der zerkratzt und milchig wirkenden Fläche ein Gesicht.

Frau oder Mann?

Kyle konnte es noch nicht identifizieren, aber es nahm allmählich festere Konturen an und drängte die wie festgefressen wirkenden Nebel an dieser Stelle zurück.

Das Gesicht gehörte einer Frau!

Kyle war schon froh, dies erkannt zu haben, obwohl er das Gesicht noch nie in seinem Leben gesehen hatte.

Es war einfach zu anders, zu furchig – ja, und auch zu alt.

Eine Fratze!

Für einen Moment hielt er den Atem an, denn der faltige Mund bewegte sich. Gleichzeitig bekamen die Augen einen ungewöhnlichen Glanz. Die wirkten so unheimlich, so anders und kalt, daß ihn die heiße Angst wie eine Decke umfing, er damit begann zu stöhnen und sich am liebsten in den Boden verkrochen hätte.

Kyle fror und schwitzte zugleich. Er hörte sich jammernd atmen und dazwischen die Stimme der Frau, die sehr böse klang.

»Ja«, sagte sie, »es ist die Angst, mein Sohn. Es ist die reine Angst, die dich überfallen soll. Du mußt sie haben, du mußt sie spüren, du mußt wissen, was du mir angetan hast. Verstehst du das?«

Dieses Gesicht im Spiegel kam ihm so unbekannt nicht vor. Er hatte es schon einmal gesehen, wenn auch nicht im Spiegel. Er war der Person, der das Gesicht gehörte, auch nie in seinem Leben begegnet, und dennoch kam es ihm jetzt bekannt vor.

Woher?

Aus Büchern, aus alten Schriften. Vielleicht auch aus Urkunden, die er im Zusammenhang mit der Schattenkirche gesehen hatte. Auf einmal war er sich sicher.

So mußte es einfach sein.

Das Gesicht der Frau, nein, nicht der Frau. Sie war es nicht. Sie war etwas anderes, etwas viel Größeres. Sie konnte jung und gleichzeitig auch alt sein.

Sie war da, sie war ohne Alter, aber sie war unwahrscheinlich mächtig, und sie hatte einen Namen, vor dem viele Menschen zitterten, wenn er auch nur geflüstert wurde. Lilith!

***

Etwas drückte in seinen Magen, als wollten sich zwei spitze Lanzen durch seinen Körper bohren. Die Erkenntnis, eine der mächtigsten Dämoninnen in der Spiegelfläche zu sehen, trieb ihn beinahe an den Rand des Wahnsinns.

Wenn er mit allem gerechnet und auch alles einkalkuliert hätte, dies jedoch nicht.

Lilith, die Große Mutter, die erste Hure des Himmels, wie sie auch genannt wurde, und die Person, die dem absolut Bösen als weibliche Ergänzung zur Seite stand.

Sie war von den Mitgliedern der Schattenkirche verehrt worden, auf sie war diese Institution aufgebaut worden, die Mitglieder hatten Vertrauen in sie gesetzt, und nun passierte so etwas.

Er sah ihr Gesicht, das so wandelbar war, und er wußte, daß sie erschienen war, um ihn zu bestrafen.

Da brauchte sie ihm nichts zu sagen, er las es einfach ab, denn Lilith

mußte es auch gewesen sein, die das Wasser in Säure verwandelt hatte, die Kraft dazu besaß sie allemal.

Er hob mit einer matten Geste seine rechte Hand an, um ihr zu zeigen, was mit ihm geschehen war, doch diese Person kümmerte sich nicht um derartige Kleinigkeiten.

Ihr Gesicht blieb, und was sich in der unteren Hälfte als Mund abzeichnete und kaum mehr war als eine graue Blase, die aus zwei Hälften mit einem Zwischenraum bestand, bewegte sich.

»Du hast es getan«, sagte sie ihm. »Du hast nicht nur die Schattenkirche verraten, sondern auch mich!«

»Nein…!!!«

Ein Wort, ein Schrei. Kyle wußte selbst nicht, woher er den Mut zu dieser Reaktion genommen hatte. Da mußte sich sein Unterbewußtsein gegen ihn gestemmt haben. Er hatte dieses eine Wort herausgeschrien und hörte es als Echo über die kahlen Wände zittern. Und er war fest davon überzeugt, die Wahrheit gesagt zu haben. Ihn traf keine Schuld. Er hatte getan, was die Kirche und damit auch Lilith verlangten, denn Assunga, die alte Hexe, war erweckt worden.

»Ich dulde keinen Widerspruch! Ich bin es, die bestimmt. Nicht die Menschen!«

»Aber ich…«

»Es gibt kein Aber mehr für dich. Du hast versagt, du hast die Schattenkirche verraten, und du wirst dafür bezahlen. Stück für Stück wirst du mit deinem Körper bezahlen. Du wirst ihn hergeben, und du wirst irgendwann darum betteln, endgültig sterben zu dürfen.«

Jedes einzelne Wort traf Kyle wie ein Hammerschlag, und er schien auf seinem Sitzplatz immer mehr zusammenzusinken. Er verstand die Reaktion nicht, sie wollte nicht in seinen Kopf, denn er fühlte sich unschuldig, er hatte alles getan, alles…

Deshalb hob er die Schultern. Es war eine müde, verzweifelte Geste, die ausdrückte, was er dachte. Worte fand er nicht mehr. Er hätte auch sagen können, was er wollte, die Person im Spiegel hätte ihm kein Wort geglaubt.

Trotzdem brannte ihm eine Frage auf den Lippen, die er auch stellte. »Wieso habe ich versagt?« keuchte er. »Ich kann es mir nicht vorstellen. Ich habe doch alles getan.«

»Nein, das hast du nicht!«

Er schaute hoch. In seinen Augen lag ein Flehen, das Gefühl des Schmerzes war daraus verschwunden. »Kannst du es mir denn erklären?« sprach er das Gesicht im Spiegel an.

»Ja, das kann ich!«

Kyle empfand plötzlich. Erleichterung. Wenn Lilith ihm seine Fehler vorhielt, dann würde er versuchen, sie in der Zukunft nicht mehr zu

begehen und sich einzig und allein auf die Sache zu konzentrieren. Vielleicht konnte er etwas gutmachen.

»Dann sag es…«

»Du hast den Begriff der Schattenkirche nicht richtig verstanden«, sagte die Person. »Es ist eine Vereinigung gewesen, die im Schatten steht. Sie hätte nicht an die Öffentlichkeit treten sollen, aber es wurde ein Buch darüber geschrieben. Das war der Anfang vom Ende. Ich habe den Text auf meine Weise löschen können, doch die Saat war längst gelegt. Fast wäre es nicht gelungen, Assunga zu wecken, denn auf deiner Spur befanden sich zwei menschliche Bluthunde. Sinclair und Suko. Ich weiß genau, wie gefährlich sie sind. Ihr aber habt sie unterschätzt.«

»Aber Assunga lebt!«

»Das ist richtig. Nur wissen meine Gegner ebenfalls Bescheid. Sie werden sie jagen wollen, und das will ich nicht. Es ist nicht zu ändern, doch du hättest vorsichtiger sein müssen, viel vorsichtiger sogar. Da du es nicht getan hast, wirst du dafür büßen und sehr langsam in den Bereich des Todes hineingleiten. Die magische Säure, die deine Hand überschwemmte, war erst der Beginn. Es wird weitergehen, ich werde mir andere Dinge ausdenken, und ich werde dafür sorgen, daß du vor die Hunde gehst, Kyle. Die Regeln und Gesetze bei uns sind hart, das hast du gewußt. Für Verräter sind sie noch härter und für Versager ebenso. Du bist ein Versager, Kyle, du bist nicht mehr der Hammer der Hexe. Zudem wird sie ihren Weg allein gehen. Richte dich auf einen langsamen qualvollen Tod ein. Es kann sein, daß ich die Schattenkirche wieder aufbauen werden, wenn ich die entsprechenden Menschen finde, die sich mir bedingungslos ergeben. Zunächst einmal existiert sie nicht mehr.«

Kyle hatte jedes Wort verstanden. Er hielt den Kopf gesenkt und starrte das schwarzgelbe Muster der Fliesen an. In seinem Hals hatte sich etwas zusammengedrückt, die Angst war in ihm hochgepeitscht wie eine mächtige Woge.

Wieder spürte er den Schmerz, der seine Hand durchzuckte und den Weg bis zum Ellbogen fand.

Er schaffte es trotzdem über Liliths Worte nachzudenken, und auf einmal fühlte er sich so schrecklich einsam und verlassen. Für ihn war in den vergangenen Sekunden eine Welt zusammengebrochen.

Es gab den Umkreis einfach nicht mehr, in dem er sich so lässig, locker und sorglos bewegt hatte.

Alles war anders.

Alles war schrecklich. Die Leere ließ kaum einen Gedanken zu, aber das Gefühl des Verlassenseins brach sich trotzdem Bahn, denn Tränen stiegen in seine Augen.

Er mußte einfach weinen, Kyle brauchte eine Reaktion, er konnte

nicht sitzenbleiben und abwarten, ob es sich Lilith möglicherweise noch anders überlegte.
Vielleicht sollte er etwas tun…
Der Gedanke drängte sich ihm auf, und zwar so stark, daß er sich selbst erschrak.
Etwas tun?
»Gegen sie?« flüsterte er, zuckte zusammen, schaute sich hastig um - und atmete auf, als er entdeckte, daß die Spiegelfläche wieder normal aussah, denn das Gesicht hatte sich zurückgezogen.
Wie konnte ein Mensch gegen sie ankommen? Wie konnte er gegen Lilith bestehen?
Es war schon maßlos, sich mit diesem Gedanken zu beschäftigen, der ihm trotzdem nicht aus dem Kopf ging, obwohl er auf seine Hand schaute, wo der helle Verband allmählich eine rostrote Farbe bekommen hatte.
Die würgende Angst war wie eine Schlinge, die sich um seinen Hals gelegt hatte und das Atmen erschwerte. Er dachte daran, daß Lilith es wieder versuchte, daß sie möglicherweise ihren zweiten Angriff startete, bis er einsah, daß es einzig und allein an ihm selbst lag. Er hatte sich in diesen Zustand hineingesteigert.
Aufgeben oder kämpfen?
Kyle wußte es nicht. Er gehörte zwar zu den ersten Dienern und Mitgliedern der Schattenkirche, er hatte auch Blicke in andere Welten werfen können, aber er schaffte es einfach nicht, die Kraft aufzubringen, um sich den magischen Problemen zu stellen.
Lilith war zu stark.
Der schwergewichtige Mann stand auf. Er schwankte bei den ersten Schritten. Ihm gelang ein Blick nach links, wo der Spiegel hing.
Darin zeichnete sich seine Gestalt ab, die auf ihn wirkte wie ein Fremder. Kyle erkannte sich selbst kaum wieder.
War er ein Mensch – war er ein Monster?
Er strich mit der linken Hand sein Haar zurück. Die rechte brannte noch immer, als würden kleine Flammenzungen über die verunstaltete Haut hinwegstreichen.
So hatte ihr erster Rachepart ausgesehen, der noch nicht lebensbedrohend gewesen war.
Wie würde die zweite Attacke aussehen?
Er dachte an sein Gesicht, das sich im Spiegel abzeichnete. Würde es das nächste Ziel des Angriffs sein, daß er umherlief wie ein Monstrum?
Kyle mußte mit allem rechnen, denn er glaubte Lilith jedes Wort.
Sie würde keine Rücksicht nehmen, sie war brutal, es galt einzig und allein nur ihr Gesetz.
Und er fühlte sich wie ein Wurm, der aus der regennassen Erde

gekrochen war und über sich den bereits geöffneten Schnabel des Vogels entdeckte, der zuzuschnappen bereit war.

Noch war es nicht soweit. Jede Minute, die verstrich, konnte zu einer Veränderung seiner Lage führen und ihm den Tod näherbringen.

Wer konnte ihm helfen?

Als diese Frage in seinem Gehirn hochschoß, mußte er lachen. Niemand war stark genug, um Lilith die Stirn zu bieten. Sie war das Geschöpf im Hintergrund, nicht grundlos bezeichnete sie sich als die Große Mutter, und sie besaß die besten Kontakte zu Luzifer, dem absolut Bösen, das bereits seit Beginn aller Zeiten existierte.

Menschen waren für Lilith so klein wie Mücken für uns. Man jagte und zerquetschte sie.

Wirklich niemand?

Der plötzliche Gedanke war wie ein feuriger Strahl, als er durch seinen Kopf schoß.

Plötzlich beugte er sich nach vorn, preßte die linke Hand auf seine Körpermitte, als würden sich dort gewaltige Schmerzen ausbreiten, die ihn foltern wollten.

Nein, das ging nicht. Das war unmöglich. Wenn er diesen Gedanken in die Tat umsetzte, konnte er sich wirklich als Verräter fühlen.

So etwas mußte er sich aus dem Kopf schlagen.

So ganz überzeugt davon war er allerdings nicht, denn was hatte er schon zu verlieren?

Nichts, denn sein Leben stand sowieso vor dem endgültigen Aus.

Deshalb wollte er den Versuch wagen.

Lilith selbst hatte ihn im Prinzip auf die Idee gebracht. Von ihr waren die beiden Namen ausgesprochen worden.

Sinclair und Suko.

Hoffnung für ihn?

Kyle nickte so heftig, daß seine Halsmuskeln anfingen zu schmerzen. Ja, er würde es versuchen. Er wollte hingehen, anrufen und mit einem der beiden sprechen.

Als er das Bad verließ, ging es ihm etwas besser. Selbst das Brennen auf seiner Hand war nicht mehr so stark.

***

Wir hatten Juni. Wir hatten Regen. Wir hatten die kühlen Temperaturen, und wir hatten die Laune der Menschen, die sich diesen Bedingungen anpaßten.

Für viele war es schlimm, denn es fehlte einfach die Sonne, die eine positive Energie gab und wieder das Gefühl weckte, endlich einmal leben zu können.

Auf vielen Sendern wurden Experten befragt, die sich über das Wetter ausließen, aber kaum mit exakten Erklärungen aufwarten

konnten. Da wurden Statistiken gewälzt, man verglich Durchschnittstemperaturen vergangener Jahre und Jahrzehnte, aber es mehrte sich auch die Meinung, daß bestimmte Umwelteinflüsse mit dem Wetter zu tun hatten. Nicht wenige sahen es als eine Folge der immer noch brennenden Ölquellen am Golf an, und man verwies auch auf den verheerenden Vulkanausbruch auf den Philippinen, der in dieser Region für ein immenses Chaos gesorgt hatte und dessen gewaltige Rauchwolke auch das Klima der übrigen Welt beeinflußte.

Uns normalen Bürgern blieb nichts anderes übrig, als sich mit dem Wetter abzufinden, und auch ich gehörte zu den Menschen, die sich nicht an irgendwelche Strande verkrochen hatten, sondern mitten in der Großstadt blieben, um dort gewissermaßen auf der Lauer zu liegen.

Da ich mich trotz meines ungewöhnlichen Jobs zu den Realisten zählte, mußte ich mir eingestehen, daß wir mit unserem letzten Fall eine Niederlage erlitten hatten.

Es war uns nicht gelungen, das Erwachen der Hexe Assunga zu verhindern – und, was noch schlimmer war, wir hatten Tricia Bell, die junge Grafikerin, leider nicht vor einem schrecklichen Tod bewahren können, denn im Austausch mit der Hexe war sie zu einem mumienhaften Etwas geworden und gestorben.

Im Gegensatz dazu hatte Assunga ihre Jugend und ihre Spannkraft zurückgewonnen. Sie hatte praktisch das Leben der jungen Tricia Bell in sich eingesaugt und war derartig erstarkt, daß sie eine große Gefahr bildete. Besonders was ihre Pläne anging, denn wir hatten erfahren, daß sie sich auf die Suche nach einer ganz bestimmten Person machen wollte.

Nach Will Mallmann, dem mächtigen Vampir, der sich auch Dracula II nannte und danach strebte, die Weltherrschaft der Vampire zu errichten. Er war kräftig dabei, war aber auch von uns und teilweise der Hölle gestört worden, so daß er immer wieder von neuem beginnen mußte. Wenn sich aber Assunga bei ihm einfand, würde seine Kraft noch mehr zunehmen. Sie war mächtig, er war es ebenfalls. Sie würden sich wunderbar ergänzen, und uns war die wieder erwachte Hexe leider entwischt. Wir wußten nur, daß sie sich auf den Weg zu Mallmann machen wollte. Wo er sich aufhielt, war uns allen unbekannt.

Jedenfalls hatten wir uns in gewisser Hinsicht blamiert und auch eine Niederlage erlitten, was Suko und mich sehr wurmte. Wir wollten alles daran setzen, um die Hexe zu finden, und als Ausgangspunkt der Ermittlungen hatte uns dabei eine Sekte gedient, die sich Church of Shadow – Schattenkirche nannte.

Wohin wir auch ermittelten, wir stießen ins Leere. Selbst der Sektenbeauftragte Simon Drake stand dem Phänomen ratlos

gegenüber.

Er wußte auch nicht, wo der Hebel angesetzt werden konnte.

Einer aus dieser Gruppe hatte überlebt.

Der Mann hieß Kyle, und er hatte uns über die Pläne der Hexe Assunga berichtet. Er war sehr siegessicher gewesen, hatte uns sogar noch verhöhnt und dabei erklärt, daß wir ihm nichts anhaben konnten, was im Prinzip auch stimmte, denn uns fehlten die schlüssigen Beweise, um ihn vor ein Gericht zu stellen.

Vielleicht hätten wir ihn trotz allem gepackt, aber das wäre nicht Sinn der Sache gewesen.

Nach reiflichen Überlegungen und auch besonderen Absprachen mit unserem Chef, Sir James, waren wir zu der Überzeugung gelangt, es sei besser, ihn an der langen Leine laufen zu lassen. Jeder glaubte, wir würden mit Kyle noch einmal aneinandergeraten.

Und dann war sein Anruf erfolgt.

Noch immer sah ich Sukos erstauntes Gesicht vor mir, als ich ihn entgegennahm.

Mein Freund hatte mitgehört und war ebenso perplex gewesen wie ich.

Was Kyle uns da sagte, konnte einfach nicht sein, das war völlig verdreht, nicht rational, wenn man seine Vergangenheit in Betracht zog, und trotzdem ließ er sich nicht davon abbringen, mit uns zu reden. Einer von uns sollte bei ihm erscheinen, und er bat gleichzeitig darum, daß der andere in unmittelbarer Nähe seiner Wohnung Wache hielt und sich auf die Lauer legte.

Natürlich hatte ich wissen wollen, wer oder was ihm eine derartige Furcht einjagte, daß er über den eigenen Schatten gesprungen war. Seine Antwort hatte uns unruhig werden lassen, denn sie bestand nur aus einem Begriff, der aber alles sagte.

Lilith!

Sie also steckte dahinter. Sie wollte nicht mehr, sie hatte die Schattenkirche zwar im weitesten Sinne geführt, aber sie fühlte sich durch unser Eingreifen gestört und gleichzeitig auch verraten, wie uns Kyle versichert hatte.

Er war kooperationsbereit, was für uns besonders wichtig war, denn wir wollten mehr über Assunga wissen und über ihre eventuell schon vorhandene Verbindung zu Dracula II.

Deshalb waren wir gefahren, mit dem Rover durch den Regen geschlichen, der in langen, nie abreißenden Fäden aus tiefliegenden Wolken strömte und London mit einem großen, nassen Tuch überdeckte.

Unsere Stimmung hatte sich in den letzten Stunden gebessert, was allerdings nicht am Wetter lag, sondern daran, daß wir gespannt darauf waren, was uns Kyle zu sagen hatte.

Die Wischer huschten mit einschläfernden Bewegungen und Geräuschen über die Scheibe. Manchmal klatschten Wasserfontänen gegen den Rover, wenn Lastwagen durch Pfützen fuhren und das Zeug durch ihre Reifen in die Höhe schleuderten.

Kyle lebte in einem Viertel in Holborn, wo Farbige und Weiße friedlich nebeneinander wohnten.

Wohnhäuser mit Geschäften, die Filiale einer Bank, kleine Kneipen und Imbißläden, ein leerer Platz, der mit Autos vollgestopft war, eine kleine Verkehrsinsel, um die Straßen wie Schlangenarme herumführten, eine Grünfläche mit nassen, traurig aussehenden Bäumen und natürlich kein Parkplatz, auf dem wir den Rover abstellen konnten.

Ich wollte Kyle besuchen, Suko mußte in der Nähe warten. Er hielt neben dem Haus.

»Steig du schon mal aus. Ich komme zurecht.«

Ich öffnete die Tür. Warme Luft drang mir entgegen. Es war tatsächlich wieder schwül geworden. Da es noch feucht und regnerisch war, bekam das Wetter schon einen tropischen Charakter.

Der Bau lag an einer Gabelung, war ein Eckhaus, in der unteren Hälfte hell gestrichen, weiter oben zeigte die Fassade ein ebenso dunkles Grau wie auch das Dach, auf dem einige Gauben hervorstanden, deren Fenster wie nasse Flecken wirkten.

Im Haus, mit dem Eingang auf der Ecke, hatte ein Fischhändler seinen Laden eröffnet. Der Geruch von gebratenem Fisch wehte mir als Dunstwolke entgegen. Ich fragte mich allerdings, wer sich bei diesem Wetter noch mit Bratfisch vollstopfte.

Der Laden war auch ziemlich leer, als ich einen Blick hineinwarf.

Eine mit einem weißen Kittel bekleidete Frau briet den Fisch trotzdem, während ein Mann im Hintergrund auf einem Hocker saß und in der Zeitung las.

Um in das Haus zu gelangen, mußte ich einen zweiten Eingang benutzen, der um die Ecke lag. Als ich die nicht verschlossene Haustür nach innen drückte, waren meine Haare bereits naß. Selbst im Flur stank es nach Fisch. Mochte der Teufel wissen, wieso sich der Gestank auch hier ausbreitete.

Kyle wohnte im zweiten Stock.

Ich schritt die Stufen der Treppe hoch, und kein Mensch begegnete mir. An der Wohnungstür blieb ich stehen. Sie besaß einen Glaseinsatz, der wie ein Fenster wirken sollte, was Kyle wohl nicht mochte, denn er hatte von innen her schwarze Pappe gegen das Glas geklebt.

Ich fand eine Klingel, kam aber nicht dazu, sie zu drücken, denn Kyle mußte mich bereits gehört haben.

Hastig öffnete er die Tür.

Er hatte sich im Prinzip nicht verändert und kam mir trotzdem anders vor.

Noch immer war sein Haar so schwarz wie Teer und sein Gesicht gelblich. Aber diesmal hingen ihm die Strähnen bis in die Stirn, da zuckte der Mund mit den breiten Lippen, da flackerte sein Blick.

Kein Zweifel, der Mann hatte Angst. Der große Kyle verging fast an seiner Furcht. So kannte ich ihn nicht. Er schaute zudem noch vorsichtig an mir vorbei, ob mir auch niemand gefolgt war, der ihm hätte gefährlich werden können. Um seine rechte Hand hatte er einen Verband gewickelt. Er hatte mir am Telefon davon berichtet, wie ihm die Wunde beigebracht worden war.

»Kommen Sie rein, Sinclair, schnell.« Er gab den Weg frei. Seine Bewegungen waren hastig, sie paßten zu ihm, und ich betrat einen dunklen Flur, in dem nicht einmal ein Spiegel vorhanden war, dafür einige Garderobehaken.

Kyle ging vor.

Seine Schritte waren schleppend, den Kopf hatte er vorgeschoben, den Nacken eingezogen, und sein Rücken bildete in der oberen Hälfte eine Rundung.

Kyle führte mich in seinen Wohnraum oder in das, was er für seinen Wohnraum hielt.

Ich hätte es zwischen diesen vier Wänden keine zwei Stunden ausgehalten, obwohl das Zimmer ziemlich geräumig war und auch zwei Fenster besaß.

Mich störte die Einrichtung.

Die schwarzen Möbel, die dunklen Bilder an den Wänden. Fehlte nur noch, daß auch das Licht schwarz gewesen wäre. Jedenfalls war es nicht hell, was da aus zwei Strahlern strömte und sich in der Mitte traf, wo ein nicht sehr hoher, schwarz lackierter Tisch stand.

An den Wänden, sah ich Bilder mit apokalyptischen Motiven. Da floß Blut, da wurde gekämpft, da brach die Hölle auf, und monströse Wesen kletterten aus irgendwelchen Schlünden an die Oberfläche, um über Menschen herzufallen.

Es gab aber auch düstere Plakate, die auf die Schattenkirche hindeuteten. Sie alle zeigten ein auf den Kopf gestelltes Kreuz, unter dem fratzenhafte Gesichter schwammen, die vom schwarzen Hintergrund aufgesaugt wurden.

»Sie können sich setzen, Sinclair.«

»Okay.« Ich versank in einem breiten Sessel, der mit schwarzem Cord bezogen war.

Auch Kyle nahm Platz. Wie ein fremdes Wesen bewegte er sich durch den grau wirkenden Lichtschein und drückte sich ebenfalls in einen Sessel hinein. Er schaute mich an.

Für mich war er noch immer ein Feind, ein Gegner, der Assunga die

Rückkehr ins Leben erlaubt hatte, deshalb konnte ich kaum Mitleid für ihn empfinden.

»Reden Sie, Kyle!«

»Da haben Sie sich gewundert, wie?«

»Schon möglich.«

Er lehnte sich zurück und strich mit seiner gesunden Hand durch sein Gesicht. »Verdammt, Sinclair, ich wußte mir keinen Rat mehr!«

Die Hand glitt durch seine Haare. »Ich wußte mir wirklich keinen Rat mehr, denn sie hat mich auf ihre Todesliste gesetzt. Ich soll dahinsiechen, ich soll einen langsamen und qualvollen Tod sterben.«

»Sie reden von Lilith?«

»Richtig.«

»Ihre Beschützerin?« Meine Stimme klang spöttisch. »Sie haben doch so große Stücke auf sie gehalten. Sie wären für sie gestorben, was alle Mitglieder der Schattenkirche getan haben.«

»Das stimmt auch.«

»Jetzt ist es anders? Wieso auf einmal?«

Er beugte sich vor, weil er mich anstarren wollte. »Ja, Sinclair, es ist anders. Sie tragen daran die Schuld. Allein Sie. Haben Sie das verstanden?«

»Klar. Nur nicht begriffen.«

»Da Sie sich eingemischt haben, fühlte sich Lilith verraten. Und sie schob mir die Schuld an diesem Verrat zu. Deshalb hat sie das Todesurteil über mich gesprochen. Aber ich will nicht sterben, verdammt!« stieß er keuchend hervor. »Ich will leben, ich will das Leben auch weiterhin genießen, das müssen Sie begreifen. Ich habe nicht vor, jetzt schon in die Hölle zu fahren. Ich habe für sie alles getan, jetzt läßt sie mich im Stich, und sie quält mich. Aus dem Hahn floß Säure. Sie hat es geschafft, Wasser in Säure zu verwandeln, und sie hat mir erklärt, daß dies erst der Anfang ist. Ich traue ihr alles zu. Jede Gemeinheit, jede…«

»Und was soll ich dabei tun?«

»Mir helfen.«

Ich lächelte, was ihm nicht gefiel, denn er schrie mich plötzlich an.

»Dazu sind Sie als Polizist verpflichtet, Sinclair. Ja, sie müssen mir helfen, denn ich befinde mich in Not, in Lebensgefahr. Ich kann jeden Augenblick sterben, das braucht nicht einmal eine Sekunde zu dauern. Sie haben die Verpflichtung.«

»Ich habe gar nichts, Kyle.«

Er sank zusammen, als hätte man aus ihm alle Energie herausgelassen. Dann schüttelte er den Kopf. »Wollen Sie damit sagen…?«

Meine Handbewegung stoppte ihn. »Ich will damit nichts sagen. Ich erkläre Ihnen nur, daß Sie sich momentan in keiner sichtbaren

Lebensgefahr befinden.«

Kyle wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte. Deshalb entschied er sich für einen Schrei. »Wollen Sie mich auch fertigmachen, Sinclair? Ja, das wollen Sie.« Er nickte. »Ich habe Ihnen nicht gepaßt, jetzt wollen Sie sich rächen.«

»Es stimmt, daß Sie mir nicht gepaßt haben!« erklärte ich. »Es ist auch kein Wunder. Sie standen auf der falschen Seite. Durch Ihre Mithilfe ist eine furchtbare Person erweckt worden, von der wir nicht genau wissen, was da noch alles auf uns zukommt. Gut wird es jedenfalls nicht sein. Assunga ist eine Hexe, eine sehr gefährliche Person, die einen Verbündeten sucht und die Macht an sich reißen will. Sie haben mit Ihrer Treue zur Schattenkirche und zu Lilith dafür gesorgt. Und jetzt verlangen Sie von mir, daß ich Sie schütze?«

Er schwieg. Er schluckte. Er bewegte seine linke Hand und rieb damit über sein Hosenbein. Ich roch seinen Schweiß, der mir säuerlich entgegenwehte.

»Dann werden Sie mich also meinem Schicksal überlassen, trotz dieser Verletzung hier?« Er hielt die Rechte hoch.

»Das habe ich damit nicht gesagt. Außerdem hätten Sie sich die Verletzung auch selbst beibringen und mir damit eine Falle stellen können. Das alles muß ich in meine Überlegungen mit einfließen lassen. Aber ich habe mit keinem Wort gesagt, daß ich Ihnen nicht helfen will, Kyle. Nur werde ich bestimmen, wo es langgeht.«

Kyle hatte nicht auf meine letzten Sätze geachtet, nur auf die ersten. »Sie sind verrückt. Diese… diese Verletzung habe ich mir nicht selbst beigebracht, das ist ihr Werk. Liliths Werk!«

»Gut, wenn Sie das sagen.«

»Glauben Sie mir denn?«

»Abwarten.«

Er schrie einen Fluch und machte den Eindruck, als wolle er mir an die Kehle fahren, aber er riß sich zusammen, stand nur auf und holte sich etwas zu trinken.

Ich wollte nichts.

Kyle war von mir bewußt hart angegangen worden. Er sollte genau spüren, wohin der Hase lief und daß ich mich nicht von ihm manipulieren lassen wollte.

Ein Longdrinkglas hatte er mit einer scharf riechenden Flüssigkeit gefüllt, setzte sich wieder und trank in langen Zügen. Leer stellte er das Glas neben den Sessel. Dann schaute er mich an. »Haben Sie vorhin nicht von gewissen Bedingungen gesprochen?«

»Richtig.«

»Wie sehen die aus?«

»Wenn ich Ihnen helfe, Kyle«, sagte ich leise, »und nun hören Sie mir genau zu, will ich auch eine Gegenleistung von Ihnen haben. Das

erwarte ich einfach.«
»Welche denn?« Er schüttelte den Kopf. »Ich weiß nichts über Lilith, ich…«
»Lassen wir sie aus dem Spiel.«
»Was meinen Sie denn?«
»Assunga, Kyle. Ich will von Ihnen einiges über die verdammte Hexe wissen.«
Er schaute mich an, als hätte ich etwas Schreckliches von ihm verlangt. Seine Augen glichen schon erstaunten Kugeln, um die Lippen zuckte ein Lächeln. »Aber da weiß ich nichts.«
Ich wiegte den Kopf. »Wenn Sie einen Rat annehmen wollen, Kyle, würde ich Ihnen sagen, daß Sie doch etwas mehr überlegen sollten. Möglicherweise fällt Ihnen das eine oder andere noch ein. Für unsere Zusammenarbeit wäre es nur vorteilhaft.«
Er schluckte. Es arbeitete in ihm, dann versuchte er es wieder auf die mitleidige Tour. »Da will ich Hilfe von Ihnen haben, Sinclair, und Sie versuchen, mich hier zu erpressen. Finden Sie das korrekt? Macht ihr Bullen das immer so?«
»Nein, Kyle, das ist keine Erpressung. Vergessen Sie nicht, daß wir auf verschiedenen Seiten stehen. Sie sind…«
Ich hörte mitten im Satz auf, denn Kyle veränderte sich plötzlich.
Sein Gesicht zuckte, es bewegte sich an den Wangen, es saß plötzlich schief, bevor es erstarrte.
Dann stöhnte der Mann auf!
Ich war davon überzeugt, daß er nicht schauspielerte. In seinen Augen lag ein Glanz, der nur durch einen irrsinnigen Schmerz abgestrahlt werden konnte.
»Verdammt, was ist los?«
Sein Mund bewegte sich, aber er schaffte es nicht, eine Antwort zu geben. Dafür versuchte er es anders. Mit unsagbarer Mühe stemmte er seine verletzte Hand in die Höhe und drehte sie so, daß ich direkt auf sie schauen konnte.
»Da… da …«, brachte er mühsam hervor und beugte mir den Oberkörper entgegen.
Dadurch geriet die verbundene Hand in den Lichtkreis. Sehr deutlich hob sie sich ab.
Und jetzt sah ich es auch.
Unter dem vom Blut roten Verband bewegte sich etwas.
Ich schluckte, wurde bleich, weil mich eine Vorstellung nicht losließ.
Nämlich die, daß aus der Wunde zahlreiche Insekten oder Würmer kriechen würden…

***

Warum geschah dies? Hatte Lilith zugeschlagen? Oder begann das

halbzerstörte Fleisch allmählich zu faulen, ein natürlicher Prozeß, der mit Magie nichts zu tun hatte?

Noch immer stockte mir der Atem, und auch weiterhin konnte ich meinen Blick nicht von seiner Hand lösen. Er hielt sie starr, aber der Verband bekam durch den inneren Druck einige Beulen, so daß sich der Mull schon sehr stark spannte.

Kyle gab Geräusche von sich, die sich anhörten, als würde er weinen. »Da… da …«, schluchzte er.

Ich stand auf.

Ich dachte an mein Kreuz. Sollte diese Veränderung eine magische Ursache besitzen, mußte ich sie mit dem Talisman bekämpfen. Dann würde ich sie stoppen können…

Dazu kam es nicht mehr.

Die Veränderung geschah zeitgleich mit Kyles Schrei. Er sah es besser als ich, denn er saß näher dran.

Die Beulen waren so dünn geworden, daß der Mull nicht mehr hielt. An zwei Stellen platzte er auf, und es sah so aus, als wäre er buchstäblich weggesprengt worden.

Die einzelnen Fetzen flogen zur Seite, der Verband wickelte sich auf. Und dann sah ich zum erstenmal die verletzte Hand des Mannes.

Sie war wirklich zerfressen, sie sah dunkel aus. Blut und Haut bildeten eine pappige, dicke Schicht.

Aber das war nicht das Schlimmste.

Die Würmer, die kleinen Käfer, die winzigen Fliegen, das alles drückte sich auf der Wunde hervor und glitt an den Fingern der hochgestellten Hand in die Höhe. Die Wunde war zu einer einzigen Brutstätte für Insekten geworden.

Der Mann vor mir konnte es nicht begreifen. Die nackte Angst hielt ihn gepackt. Er starrte auf seine Hand, er röchelte und schrie zugleich, aber er konnte nichts tun.

Ich sprang auf. Sein Blick folgte meiner Bewegung. In seinen Augen stand plötzlich ein Flehen.

»Nicht bewegen!« fuhr ich ihn an.

Er nickte nur.

So schnell wie möglich streifte ich die Kette über meinen Kopf.

Das Kreuz baumelte daran, und ich hoffte, daß es in diesem Fall seine Wirkung nicht verfehlen würde.

Kyles Worte wehten mir entgegen. »Lilith«, keuchte er. »Ja, Lilith – sie hat es mir versprochen, verdammt! Sie ist diejenige, die mir versprochen hat, mich zu töten, sie… ist … sie ist immer in der Nähe. Sie hat mich…«

Die ersten Fliegen lösten sich von seinen hochgestellten Fingern und irrten durch den düster eingerichteten Raum. Aber die Käfer und Würmer blieben auch weiterhin in seiner Wunde, wo sie sich

anscheinend sehr wohl fühlten.

Die Hand bot einen Anblick, der Ekel erzeugen konnte. Auch ich mußte schlucken, aber ich überwand diesen Ekel und faßte den Arm dicht unterhalb des Ellenbogens an.

»Bleiben Sie ruhig, Kyle, ganz ruhig…«

»Verdammt, Sinclair, helfen Sie mir.«

»Ich versuche es.« Fliegen schwirrten vor meinen Augen, gerieten in das grauweiße Licht der Strahler und blinkten dort wie kleine Diamanten. Diejenigen, die in die Hitze an der Quelle des Licht hineinjagten, vergingen dort.

Die widerlichen Körper der kleinen Käfer schillerten in dunklen Farben. Die Tiere waren schnell, sie bissen sich fest, sie zwickten, sie suchten nach Nahrung, und ich wußte nicht, was alles geschehen würde, wenn ich mein Kreuz auf die von Lilith hinterlassene Wunde preßte.

Falls sie magisch war, konnte ich sie möglicherweise heilen und den Mann retten.

Ich tat es.

Und ich hörte das Zischen!

Die Hand ruckte in meinem Griff, den ich allerdings nicht lockerte.

Kyle mußte jetzt genau das tun, was ich wollte, auch wenn es ihn regelrecht marterte.

Ich sah das Gesicht wie einen roten Ballon mit einem weit aufgerissenen Mund. Der böse Schmerz hatte ihm das Wasser in die Augen getrieben. Wenn er Luft holte, hörte es sich an, als würde er japsen. Er bewegte seine Beine und schabte mit den Sohlen der Füße hektisch über den dunkelgrauen Teppich.

Ich aber konzentrierte mich auf die Hand, die ich zu retten hoffte.

Ich hatte mein Kreuz praktisch zwischen seine Finger gepreßt und hörte bereits beim ersten Kontakt das Zischen, als wäre ein Monstrum dabei, Luft zu holen.

Hier prallten zwei Magien aufeinander, und eine mußte einfach stärker sein.

Ich konnte nur hoffen, daß mein Kreuz es wieder einmal schaffte.

Ich war auch bereit, die Formel zu rufen, aber dazu kam es nicht mehr, denn die Hand veränderte sich.

Ich dachte dabei nicht so sehr an das Zucken der Finger, sondern an die anderen Bewegungen der widerlichen Klein- und Kriechtiere.

Das Zischen blieb, das Zucken der Finger ebenfalls, dann hörte ich einen Schrei, und Kyle sank bewußtlos zusammen.

Ich hielt die Hand trotzdem fest, wobei ich sie noch etwas mehr in das Licht hineinschob, um besser erkennen zu können, was da eigentlich passiert war.

Zuerst fielen mir die Finger auf. Sie sahen aus, als wären sie von

einem grauen Stoffhandschuh überstülpt worden. Ich sah keine Nägel mehr, und vom Gelenk rollten die zahlreichen Insekten mit rieselnden Bewegungen zu Boden, wo sie auftickten und sich zu einer grauen Staubmasse auflösten.

Ich hatte es geschafft.

Kein Wurm, kein Käfer krabbelte mehr über die Hand, die ebenfalls grau wie Zigarettenasche aussah.

Und das gefiel mir nicht.

Diese Farbe bedeutete nichts anderes, als daß kein Leben mehr in ihr steckte. Sie war zu einem Anhängsel geworden, sie war eigentlich schon verloren.

Grauenhaft…

Ich ließ sie los.

Und das war ein Fehler, doch ich sagte mir, daß es sowieso passiert wäre. Die Hand kippte nach unten, dabei sackte sie weg – und brach ab.

Es sah schlimm aus, wie sie sich löste, zu Boden fiel und dort praktisch als Dreiviertel einer normalen Männerhand liegenblieb. Dazu gehörten die Finger und mehr als die Hälfte des Handrückens und der Handfläche. Zurück war nur ein Stumpf geblieben, an den sich das Gelenk anschloß, wo es zudem eine offene Wunde bildete, aus der allerdings kein Tropfen Blut strömte. Im Gegenteil, diese Stelle war staubig wie ein Stück Erde im Hochsommer.

Wieder einmal war mir bewiesen worden, mit welchen Mitteln unsere Feinde arbeiteten und welch grausame Überraschungen sie sich immer wieder einfallen ließen.

Gleichzeitig leistete ich Kyle insgeheim Abbitte. Es war keine Falle gewesen, er hatte mich auch nicht belogen, er war tatsächlich von Lilith gezeichnet worden.

Ich schaute mir das Ende des Stumpfes an.

Es schaute keine Ader hervor, keine Sehne, kein blutiges, rohes Fleisch, dafür sah ich die hellere Haut, die in den letzten Sekunden gewachsen war und die Wunde vorn geschlossen hatte.

Wieder ein Phänomen, das ich auf die heilende und magische Wirkung meines Kreuzes zurückführte.

Kyle war noch immer bewußtlos. Er lag schräg in seinem Sessel und war zu einem Häufchen Elend geworden. Ich hatte ihn anders kennengelernt, als einen Menschen, der einer anderen, dämonischen Seite absolut hörig war. Der alles tat, was ihm diese Seite vorschrieb, der sich auch nicht scheute, über Leichen zu gehen.

Das war vorbei. Aber konnte ich ihn zu meinem Verbündeten machen? Was wußte er noch? Oder war sein Erinnerungsvermögen durch Liliths magische Kraft gelöscht worden?

Ich mußte bei ihm mit allem rechnen, nur wünschte ich mir sehr,

daß er mich auf die Spur der Hexe Assunga brachte. Wenn sie erst mit Mallmann zusammengetroffen war, konnte das böse ausgehen, denn diese Allianz war gefährlich.

Da ich annahm, daß es in dieser Wohnung auch eine Küche gab, machte ich mich auf den Weg.

Ich fand sie. Ein sehr schmaler Raum. Ein Gaskocher, ein Waschbecken, ein Schrank.

In ihm fand ich ein Glas, in das ich Wasser hineinlaufen ließ. Damit ging ich in den Wohnraum zurück, wo Kyle noch immer bewußtlos im Sessel lag.

Ich ließ Wasser über sein Gesicht laufen, darauf hoffend, daß ihn diese Erfrischung aus seinem Zustand hervorholte. Tatsächlich regte er sich, schlug auch die Augen auf, deren Lider flatterten.

»Trinken Sie.«

Kyle tat, was ich sagte. Ich hätte ihm auch Gift einflößen können, er nahm alles widerspruchslos hin.

Ich ließ ihn das Glas leertrinken und stellte fest, daß er wieder einigermaßen auf dem Damm war. Noch etwas verstört schaute er sich um, entdeckte seine Hand und flüsterte: »Weg – der Verband ist weg. Der ist ja verschwunden…«

»Sicher.«

Er blickte mir starr ins Gesicht und erwartete von mir eine Erklärung.

Die gab ich ihm auch. »Jedenfalls haben Sie recht gehabt, Kyle. Es war Lilith, die sie angriff.«

»Das wußte ich doch«, sagte er stotternd, wobei er ständig seine Hand anschaute, den Kopf schüttelte, als könne er nicht glauben, was ihm widerfahren war.

In diesem Augenblick erst begriff er die Tragweite dessen, was geschehen war, Kyle, dieser massige Mann, fing an zu zittern. Er bewegte sich dabei so stark, daß selbst der Sessel schwankte, und er schluchzte auf, daß er mir leid tat.

»Ihre…«

»Die Hand, die Hand…«, flüsterte er. »Sie … sie ist weg, verdammt! Meine Hand ist weg!« Ein greller Schrei löste sich aus seiner Kehle, als würde tief in seinem Rachen Metall über Metall kratzen.

Diesen Laut hätte auch eine Frau ausstoßen können.

Ich ließ ihn in Ruhe. Er mußte einfach Zeit haben, um sich an den neuen Zustand zu gewöhnen, und ich zündete mir eine Zigarette an.

Mit dem brennenden Glimmstengel in der Hand trat ich ans Fenster und schaute hinaus in die schmale Straße und gegen die Scheiben der Häuser auf der anderen Seite.

Von Suko sah ich nichts. Der verkehr rollte normal. Nichts wies darauf hin, daß Lilith ihre Macht ausspielte und auch außerhalb des Hauses versuchen würde, die Menschen zu manipulieren. Aber sie war

da, das hatte sie uns bewiesen, und ich glaubte fest daran, daß dieser Kampf noch längst nicht beendet war.

Ich wollte Kyle noch eine gewisse Zeit geben, um sich von dem Schock zu erholen, denn zeit seines Lebens würde er mit dieser verunstalteten Hand herumlaufen müssen. Ein Zeichen, das die Große Mutter gesetzt hatte. Er hatte sich auf ihre Seite gestellt und bitter dafür büßen müssen.

Auf der Fensterbank stand eine Schale, in die Asche hineinschnippte und in der ich auch anschließend meine Zigarette ausdrückte. Dann drehte ich mich um.

Kyle war zusammengesunken. Den Kopf hatte er nach vorn gedrückt. Ich konnte nicht erkennen, ob er die Augen geöffnet oder geschlossen hielt. Seine Schultern allerdings zuckten, der Mann weinte lautlos. Als er meine Schritte hörte, hob er den Kopf.

Wir schauten uns an.

»Sinclair«, flüsterte er, bevor ich beginnen konnte. »Sinclair, es ist alles vorbei.«

»Nein.«

Scharf lachte er mich an. Bevor er weitersprechen konnte, redete ich. »Es ist nicht alles vorbei, Kyle. Sehen Sie es ruhig mal anders. Hätte die magische Verletzung nicht im Prinzip schlimmer sein können? Denken Sie nach. Sie wären doch ständig mit einer verunstalteten Hand umhergelaufen. Sie hätten sich immer gefürchtet, die Wunde wäre nie verheilt, sie hätte genäßt, eventuell wären wieder andere Käfer und Würmer aus ihr herausgetreten und hätten für ständig neue Entzündungen gesorgt. Sehen Sie es lieber so.«

»Aber meine Finger…«

»Sie werden sich irgendwann daran gewöhnen, daß sie nur die linke Hand benutzen können. Erinnern Sie sich daran, wie Sie mich im Güterwaggon ausgelacht und mir erklärt haben, daß ich Ihnen nichts kann. Jedes Gericht würde Sie freisprechen. Damit wären Sie bestimmt durchgekommen. Was ich damit sagen will, ist, daß jeder Mensch irgendwann in seinem Leben den Preis für seine Taten zahlen muß. Und Sie, Kyle, haben heute gezahlt. Möglicherweise erst einen Teil der Rechnung, so ehrlich will ich Ihnen gegenüber sein.«

Er erschrak. »Denken Sie, daß Lilith noch einmal zuschlagen wird? Glauben Sie das?«

»Wir müssen mit allem rechnen. Deshalb sollten Sie über eine Zusammenarbeit mit mir nachdenken.«

»Und dann schützen Sie mich, wie?«

»Lassen Sie den Hohn. Ich kann es Ihnen nicht versprechen, aber ich kann es versuchen.«

»Das haben Sie hier auch nicht geschafft!« Er hielt mir seine Hand anklagend entgegen.

»Bitte, Kyle, denken Sie nach. Mein Kreuz hat die Heilung gefördert. Alles wäre anders gewesen, glauben Sie mir. Ich an Ihrer Stelle würde zunächst abwarten.«

Er nickte und kam wieder auf die Zusammenarbeit zu sprechen.

Nachdem er das Wort einige Male wiederholt hatte, wollte er wissen, wie ich sie mir vorstellte.

»Es geht noch immer um Assunga und ihr Verschwinden. Ich weiß, wen sie besuchen will. Ich kenne diesen Vampir. Er gehört zu meinen Todfeinden, und ich muß ihn stoppen. Wenn ich weiß, wo sich Assunga befindet, habe ich auch ihn.«

Der Mann holte tief Luft. Er leckte mit der Zunge über seine Oberlippe.

»Ich war nur Helfer«, flüsterte er, »man hat mich nicht eingeweiht. Ich habe dafür gesorgt, daß Assunga erweckt wurde. Heute sehe ich das anders, aber ich bin nicht Lilith…«

»Sie und die Schattenkirche hielten mit ihr Kontakt!« hielt ich ihm vor. »Sie haben mehr gewußt.«

Er quälte sich, doch ich ließ nicht locker. Ich wollte auch das aus ihm herausholen, was möglicherweise in den Tiefen seiner Erinnerung verschüttet gewesen war. Immer wieder nickte er und gab mir recht, aber er konnte mir den Weg nicht zeigen.

»Haben Sie keinen Hinweis erhalten? Sie wußten schließlich darüber Bescheid, daß sich Assunga an Mallmann wenden wollte. Da muß sie doch einen Anhaltspunkt gehabt haben.«

»Sie selbst hat nichts zu uns gesagt.«

»Wer dann?«

»Ich kann mich nicht erinnern.«

Ich beugte mich vor und stemmte meine Handflächen auf die Sessellehne. »Kann es sein, daß Lilith etwas erwähnt hat? Sprach sie möglicherweise in Vergleichen? Hat sie durch die Blume geredet? Hat sie das Ziel der Hexe umschrieben? Lieber Himmel, es gibt doch genügend Möglichkeiten, um so etwas anzudeuten.«

»Wenn Sie das so sehen, ist es vielleicht eine Chance«, gab er mit leiser Stimme zu.

»Na bitte.«

»Aber nageln Sie mich nicht darauf fest, Sinclair.«

»Keine Sorge.«

»Wenn mich nicht alles täuscht, hat Lilith mal vom Land der Väter gesprochen, das die Hexe besuchen will, um sich dort mit ihm zu treffen. Von einem Gebiet, wo eigentlich viel begonnen hat, das allerdings in Vergessenheit geriet. Ich weiß nicht, was sie damit gemeint haben könnte. Einer von uns wollte es genauer wissen, hat aber auch nur eine sehr ausweichende Antwort bekommen.«

»Wie lautete die?«

»Da muß ich überlegen.«
»Bitte.«
Ich ließ ihm die Zeit, denn ich war überhaupt schon froh, daß ich eine Spur hatte aufnehmen können.
»Ja«, sagte er leise, »jetzt fällt es mir wieder ein, aber es ist kein korrekter Hinweis.«
»Versuchen Sie es trotzdem.«
»Es wurde von einem Land der dunklen Wälder und der hohen Berge gesprochen. Von der weiten Einsamkeit und den Legenden und von der Gefahr für die Menschen.«
»War das alles?«
»Mehr weiß ich wirklich nicht.«
Ich dachte nach, räusperte mich und sagte: »Dieses Land braucht nicht einmal weit weg zu liegen. Man kann natürlich manche Gebiete derartig umschreiben.«
»Das meine ich auch.«
»Aber sie sucht einen Vampir.«
»Stimmt.«
»Wissen Sie auch, wo Vampire eigentlich ihre Urheimat haben, wenn wir den europäischen Mythen glauben sollen?«
»Da gibt es wohl was, nicht?«
»Ja, dieses Land existiert. Es ist ein Teil des Balkans und hat in den letzten beiden Jahren schwere Schläge hinnehmen müssen. Gewalt und bittere Armut, was allerdings die mythologische Geschichte nicht verändert hat. Ich weiß, wie es heißt.«
»Rumänien«, sagte er.
»Gratuliere, Kyle, darauf wollte ich hinaus.«
Er saß still, hing seinen Gedanken nach. Schließlich meinte er:
»Dann ist sie Ihnen entwischt, Sinclair.«
»Vorerst.«
»Aber Sie haben Hoffnung.«
»Natürlich. Ich habe einen alten Freund in diesem Land. Er heißt Frantisek Mark und wird der Pfähler genannt. Er lebt selbst in der Heimat der Vampire, im ehemaligen Transsylvanien. Er kennt sich aus, er weiß, wenn sich etwas verändert, denn er hat es sich zur Lebensaufgabe gemacht, Vampire zu jagen. Ich werde mich mit ihm in Verbindung setzen, damit er die Augen und Ohren offenhält.«
»Und was wollen Sie machen?«
»Mit größter Wahrscheinlichkeit auch hinfahren«, erwiderte ich lächelnd. »Wir müssen beide stellen – Assunga und Dracula II, so nennt sich Mallmann ja.«
Kyle hob die Schultern. Er kam sich plötzlich unnütz vor, das sah ich ihm deutlich an. Zudem fühlte er sich unbehaglich und rutschte auf dem Cordstoff hin und her.

Ich wollte ihn natürlich nicht im Regen stehenlassen und sagte: »Sie werden kaum in Ihrer Wohnung bleiben wollen, Kyle.«

»Das auf keinen Fall.«

»Sehen Sie.«

»Und wo soll ich hin?«

»Ich könnte Ihnen eine Schutzhaft vorschlagen.«

Der Mann sprang so heftig auf, als hätte man ihm einen glühenden Pfeil in das Hinterteil gebohrt. »Ich soll in den Knast?«

»In Schutzhaft.«

»Das ist doch dasselbe.«

»Es mag Ihnen vielleicht so vorkommen, doch Schutzhaft ist etwas anderes. Dort genießen Sie gewisse Vorteile, die ein normaler Gefangener nicht hat. Überlegen Sie es sich.«

»Bin ich da sicher?«

»Vor Lilith?«

»Ja.« Er bekam wieder eine Gänsehaut, als er an diese Person dachte.

»Das kann ich Ihnen nicht versprechen: Sie wissen selbst, wie mächtig diese Dämonin ist. Für sie wird es keine Gitter und keine Wände geben. Wenn sie will, kann sie einen Menschen vernichten, wo immer er sich auch aufhält.«

Er schloß seine linke Hand zur Faust. Am Zucken des rechten Armes sah ich, daß er es dort auch getan hätte, aber diese Hand fehlte ihm nun einmal, und er stieß einen Fluch aus.

»Ich gehe nicht zu euch. Ich werde aus London verschwinden. Ich lasse die Stadt hier im Stich.«

»Haben Sie Bekannte, Kyle?«

Er winkte ab.

»Gut, es ist Ihre Entscheidung. Packen Sie trotzdem zusammen. Ich werde Sie dann wegbringen.«

»Ja«, sagte er, »ja.« Dann ging er weg, und ich hörte sein Fluchen noch aus dem anderen Zimmer. Kyle brauchte nur Minuten, bis er mit dem Koffer in der Hand wieder auf der Türschwelle stand und mir zunickte. »Meinetwegen können wir jetzt verschwinden.«

»Und wohin soll ich Sie bringen, Kyle?«

»Darüber denke ich unterwegs nach.«

»Wie Sie wollen, Kyle.« Ich hielt ihn fest, als er zur Haustür gehen wollte.

»Was haben Sie?«

»Darf ich vorgehen?«

»Bitte.«

Wir schritten durch den düsteren Flur. Das Licht im Wohnraum hatte ich gelöscht. Wenn ich ehrlich war, gab ich ihm nicht viele Chancen. Lilith war gnadenlos, wenn es darum ging, ihre Ziele zu verfolgen, und sie war ebenso brutal, wenn sie eine Rache verwirklichen wollte.

So sahen die Tatsachen aus, und daran gab es nichts mehr zu ändern.

Ich öffnete die Tür und hörte Schritte, die sich allerdings entfernten.

Über die Schulter sprach ich in den Flur hinein, wo mein Schützling noch wartete. »Die Luft ist rein, kommen Sie!« Ich ging schon vor, erreichte die Treppe und blieb stehen, weil ich hinter mir die Schritte des Mannes nicht hörte.

Ein wenig verwundert drehte ich mich um.

Kyle stand auf der Türschwelle. Seine mächtige Gestalt zitterte.

Die Gesichtshaut wirkte so bleich wie mit dünnem Mehl bestäubter Teig. Er holte saugend Luft, und auf der Stirn glänzte der Schweiß wie ein matter Spiegel.

»Was haben Sie?«

Er holte zweimal Atem. »Ich… ich kann nicht gehen, verdammt. Ich werde keinen Schritt tun.«

»Und warum nicht?«

Diesmal schluckte er vor seiner Antwort. »Ich weiß es genau, Sinclair, ich weiß es genau. Sie will mich in der Wohnung lassen. Wenn ich den Flur betrete, komme ich nicht lebend aus dem Haus. Das… das spüre ich genau …«

***

Suko gehörte eigentlich zu den geduldigen Menschen, aber die Suche nach einem Parkplatz in diesem Viertel strapazierte seine Geduld bis an die Grenze.

Er fand einfach keine Lücke, in die er den Rover hineinfahren konnte, und so blieb ihm nichts anderes übrig, als den Block mehrmals zu umkreisen. Möglicherweise stand ihm dabei das Glück zur Seite, wenn ein Wagen aus der Parktasche herausgefahren wurde.

Bei der vierten Tour – einigen Menschen war er schon aufgefallen – sah er dann die Lücke.

Ein grauer Kombi mit der Aufschrift einer Elektrowerkstatt rollte rückwärts auf die Straße, wo Suko den Rover angehalten hatte und den nachfolgenden Verkehr für den Mann stoppte, damit er seinen Wagen auf die Fahrbahn lenken konnte.

Wenig später hatte Suko freie Bahn. Er rollte in die Lücke hinein und stoppte.

Als er ausstieg hupte jemand hinter ihm. Der Fahrer trug einen Hut und saß in einem blauen Chevrolet. Er gestikulierte mit beiden Händen, drohte mit der Faust und tat so, als hätte Suko ihm den Parkplatz weggenommen.

Der Inspektor schritt auf den Chevy zu, dessen Fahrer die Scheibe nach unten gleiten ließ.

»Habe ich Ihnen etwas getan?« fragte Suko höflich.

»Da fragen Sie noch! Ich habe den Platz zuerst entdeckt, verdammt

noch mal!«

»Sorry, aber…«

»Hör auf, Chinese…«

Suko schloß demonstrativ die Augen. Wieder mußte er erleben, wie stark der Rassismus noch in manchem Bewohner dieser Stadt steckte. Er wollte sich auf keine Diskussionen einlassen, griff in die Tasche und präsentierte dem Man seinen Ausweis.

»Die nächsten Worte überlegen Sie sich aber besser«, sagte er leise.

Der Mann schwieg.

Dann summte die Scheibe mit einem leisen Geräusch wieder in die Höhe. Hastig startete der Fahrer, und Suko mußte sogar zurückspringen, um nicht gestreift zu werden.

Kopfschüttelnd schaute er dem Fahrzeug nach, das in einer Wolke aus Sprühregen verschwand. Die Vorurteile der Menschen sterben wohl nie aus.

Bis zu seinem Ziel hatte Suko noch einige Schritte zu laufen. Seiner Ansicht nach hielt sich John Sinclair bereits sehr lange bei Kyle auf, den Suko ebenfalls kannte und entsprechend einschätzte. Kyle war gefährlich, er hatte nur seine Schattenkirche im Sinn, und sein Angebot der Gesprächsbereitschaft und Kooperation konnte durchaus eine Täuschung sein. Deshalb war er ein wenig unruhig geworden.

Er hielt sich dicht an den Hauswänden, wo der Wind den feinen Sprüh nicht so direkt in sein Gesicht treiben konnte. Es war nicht direkt kalt in London, aber unangenehm, und mit entsprechenden Gesichtern und Launen liefen die Menschen umher.

Das Eckhaus war zu riechen. Noch immer strömte der Fischgestank über den Gehsteig. Suko rümpfte deshalb einige Male die Nase. An der Hauswand lehnten drei Jugendliche und stopften Bratfrisch in sich hinein. Es waren Punks mit farbigen Haaren und bunten Stickern auf ihrer schwarzen Kleidung. Sie hatten sich auf den Fisch irgendeine weiße Soße schütten lassen. Suko verging der Appetit, als er das sah.

Wenig später hatte er die Haustür erreicht, vor der er stehenblieb.

Er sah sofort, daß sie nicht verschlossen war.

Suko drückte sie auf.

Sie quietschte etwas. Das einzige Geräusch in der ansonsten bedrückend wirkenden Stille.

Zwei Schritte ging er in den Flur hinein, blieb dann stehen, weil ihn etwas störte.

Suko war kein Mensch der Panik, er reagierte auch nicht überempfindlich, er wußte aber, wann eine Veränderung eingetreten war, auch wenn er sie nicht sofort optisch wahrnahm.

Das war hier der Fall.

Der Inspektor kannte das Haus nicht. Es war ihm fremd, dennoch sagte ihm sein Gefühl, daß etwas nicht stimmte.

Der Flur und auch das gesamte Treppenhaus wirkten leer, obwohl sie es nicht waren.

Menschen waren zwar nicht zu sehen, hier hatte sich etwas anderes eingenistet.

Suko ging mit sehr langsamen und beinahe lautlosen Schritten auf die Treppe zu.

Vor der untersten Stufe blieb er stehen. Dann hörte er Schritte. Sie kamen von oben. John Sinclair war es nicht, das sah er sehr bald. Ein geckenhaft gekleideter Farbiger im weißen Anzug, rotem Hemd und schwarzem Schlips tänzelte die Stufen herab, schnickte mit den Fingern, schickte Suko ein »He, Mann« entgegen, drehte sich einmal, daß seine Jackettschöße wirbelten, und ging auf die Tür zu.

Wenig später war er verschwunden.

Suko lächelte. Der Typ war schon komisch gewesen, aber er störte ihn nicht. Etwas anderes hatte Suko mißtrauisch gemacht.

Er ging weiter.

Leise Musik tönte aus irgendeiner Wohnung. Das Haus wirkte hier kalt und feucht.

Sein Blick glitt die Stufen der ersten Treppe hoch. Da es wenig große Fenster gab, fiel auch kaum Licht in den Hausflur, und dementsprechend düster war es.

Suko legte seine Handfläche auf das Geländer, wollte sich in Bewegung setzen, als er die Veränderung bemerkte. Sie war urplötzlich eingetreten, war auch nicht mit irgendwelchen Geräuschen verbunden, sondern veränderte das Licht.

Plötzlich huschten Schatten über den Boden. Dunkle Flecken, die einen bizarren Tanz aufführten. Wo Schatten ist, da muß einfach Licht in der Nähe sein, sonst hätten sie nicht entstehen können.

Suko sah das Licht nicht sofort, aber er sah, wie es kam und wie es immer mehr wurde. In einem bestimmten Rhythmus zuckte es intervallartig nach unten.

Er traute seinen Augen nicht, wußte aber gleichzeitig, daß dieses Haus von einer magischen Kraft gefangen wurde.

Jemand hatte die Feuer geschickt!

Kleine Flammen, etwa so hoch wie eine aufgestellte Hand, hüpften aus den oberen Etagen nach unten, berührten die Stufen, tickten dort auf und glitten weiter.

Aber nicht alle Flammen fanden diesen Weg. Einige blieben auf den Stufen stehen, brannten und leuchteten dort weiter, ohne allerdings Rauch oder Spuren einer Verbrennung zu hinterlassen.

Suko wußte genau, was das zu bedeuten hatte. Feuer, das kein Feuer war, aber trotzdem brannte. Flammenzungen, die keine Hitze abstrahlten, aber trotzdem brannten und auch verbrannten.

Feuer aus der Hölle!

Suko war nicht mehr weitergegangen. Er stand an der ersten Treppenstufe und hatte sich gedreht, so daß er durch den schmalen Schacht in die Höhe schauen konnte, wo er den Weg des Geländers verfolgte.

Die Flammen konzentrierten sich nicht nur auf die ersten beiden Treppen, sie loderten auch in den folgenden Etagen und ebenfalls da, wo John Sinclair und Kyle sich aufhielten.

Es war leicht zu erraten, wer diese Feuer geschickt hatte. An die Hexe Assunga konnte Suko nicht glauben, diese kleinen Flammen stammten aus der Hölle.

Der Teufel hätte sie herzaubern können, aber Suko dachte eher an ein anderes Wesen, mit dem er bei diesem Fall konfrontiert worden war. Hinter den Flammenzungen mußte Lilith stecken.

Sie besaß die gleiche Macht wie der Teufel, auch wenn sie diese anders einsetzte.

Die Flammen leuchteten nicht intensiv, eher blaß, versehen mit einem kalten, bläulich schimmernden Zentrum, um das sich ein gelbroter Vorhang gruppierte, aus dem ebenfalls keine Wärme hervorströmte.

Die Flammen tanzten versetzt auf den Stufen. Mal bewegten sie sich am äußeren, mal am inneren Rand. Einige von ihnen hielten sich auch auf der Mitte auf.

Schatten bewegten sich über das Gestein und sahen aus, als würden sie die Teile eines dunklen Puzzles in die Masse hineindrücken.

Suko überlegte, wie er an den Flammen vorbeikommen konnte, ohne sie zu berühren und ohne daß sie ihn angriffen.

Er hatte sich noch zu keinem Plan entschlossen, als ihm etwas auffiel In den Flammenzungen malten sich Gesichter ab.

Weil sie sich an die Form der kleinen Feuer halten mußten, wirkten sie verzerrt und in die Länge gezogen, aber der Inspektor hatte die Gesichter erkannt.

Es war immer das gleiche.

Ein Frauengesicht, das sich innerhalb der kleinen Feuer als alterslos präsentierte, obwohl es auch anders aussehen konnte.

Grausam und kalt, manchmal alt, hin und wieder jung.

Liliths Gesicht!

Er schluckte, und er wußte plötzlich, daß John Sinclair und sein Schützling verdammt große Schwierigkeiten haben würden, wenn sie die Wohnung verließen.

Er konnte ihnen nicht helfen.

Aber er hörte sie.

Da es im Haus ruhig war, vernahm er die Geräusche, als sich in einer der oberen Etagen eine Tür öffnete.

Und Wenn ihn nicht alles täuschte, drang auch die Stimme des

Mitglieds der Schattenkirche an seine Ohren.
Suko erkannte eines sofort.
Der Mann hatte Angst!
Und das zu recht….

***

Kyles Gesicht zeigte eine panische Furcht. Er sah aus, als wollte er jeden Augenblick auf dem Absatz kehrtmachen und zurück in seine Wohnung laufen.
»Was haben Sie?«
Er schüttelte den Kopf. Auf meine Frage bekam ich keine Antwort.
Ich ging zu ihm, hielt ihn fest, schüttelte ihn durch und stellte die Frage noch einmal.
»Sie läßt mich hier nicht raus, verdammt!«
»Unsinn, Kyle. Wer sollte Sie…?«
»Lilith ist da!«
Er sagte es mit einer derartigen Überzeugung, daß ich mich nur wundern konnte und gleichzeitig den Kopf über seine Bemerkung schüttelte. Aber ich widersprach nicht, denn Kyle war, was Lilith anging, bestimmt sensibler als ich.
»Okay, Kyle, okay. Wenn Sie so stark davon überzeugt sind, daß sich Lilith hier irgendwo aufhält, dann können Sie mir auch sagen, wo das ist. Wo steckt sie?«
Er schaute in den Flur und über die Treppe hinweg nach unten.
»Überall«, sagte er leise. »Diese Person ist überall. Sie hat hier ihre Spuren hinterlassen, sie…«
»Wo überall?«
»Da!«
Vielleicht hatte er schreien wollen, doch im letzten Augenblick versagte ihm ein Teil der Stimme, und aus seinem Mund drang das Wort wie ein schweres Röcheln.
Wir schauten hin.
Kyle zitterte vor Furcht. Ich bekam große Augen, und ein Gefühl der Wut und des Zorns durchströmte mich.
Auf der Treppe und verteilt auf den Stufen waren die kleinen Flammenzungen wie aus dem Nichts erschienen. Da sie keine Hitze abgaben und auch nichts verbrannten, dafür aber gewisse Schatten erzeugten, wußte ich auch, wer die Feuer geschickt hatte.
Es war keine geringere als Lilith. Und sie demonstrierte uns, daß sie die Flammen beherrschte, denn in jeder zeichnete sich ihr Gesicht in einer langgestreckten Form ab.
Sie wollte Kyle, sie würde ihn nicht mehr aus ihrer Klammer lassen.
Das wußte er auch.
Ich hörte ihn jammern, als er nach Atem rang. »Büßen werde ich

dafür«, flüsterte er. »Verdammt noch mal, sie wird mir das Leben nehmen. Sie wird mich verbrennen, sie wird mich…«

»Wir müssen durch!«

Ich hatte genau das Falsche gesagt, denn Kyle wollte zurück in die Wohnung. Bevor er dort verschwinden konnte, hielt ich ihn fest und schleuderte ihn herum.

Er wehrte sich nicht mehr. Dafür klebte er mit dem Rücken an der Wand wie ein Häufchen Elend, und ich dachte daran, was aus ihm geworden war.

Ein Wrack, eine Gestalt, die jegliches Selbstvertrauen verloren hatte.

»Sie bleiben hier!« zischte ich ihm zu. »Hier im Wohnungsflur.«

Er nickte. »Und was machst du?«

»Ich werde versuchen, die Flammen zu löschen!«

Kyle sagte nichts. Er sah aus, als hätte er Schluckauf bekommen.

Wie angenagelt stand er vor mir, den Mund geöffnet, das Gesicht mit Angstschweiß bedeckt, dann schüttelte er den Kopf.

»Sie bleiben, okay?«

»Aber wie sollen Sie…?«

»Ich mache das.«

Er blieb hinter mir zurück. Als ich durch die Tür in den Flur ging, hörte ich seinen Ruf. Diesmal laut und schrill, er mußte durch das gesamte Treppenhaus hallen.

»Verdammt, ich habe Angst! Sie wird mich verbrennen! Von mir soll nur Asche zurückbleiben…«

Es hatte keinen Sinn, ihm zum Schweigen zwingen zu wollen.

Kyle mußte hindurch, ich ebenfalls, aber ich war bewaffnet, denn ich trug das Kreuz bei mir, mit dem ich schon einige Male das Feuer der Hölle gelöscht hatte.

Sonst hatte es stets Asmodis gegen mich eingesetzt. Daß Lilith nun die Fäden zog, war mir neu.

Und die Flammen bewegten sich weiter. Sie boten ein gespenstisches Bild, wie sie auf den Stufen standen und als hochkant gestellte, brennende, flackernde Augen in meine Richtung starrten, als wollten sie auf einen bestimmten Zeitpunkt warten, um mich zu vernichten.

Ich hielt das Kreuz in der rechten Hand. Auch aus den unteren Treppenabsätzen huschten die Feuerzungen in die Höhe, um sich mit den anderen zu vereinen.

Sie huschten lautlos heran, sie brannten nichts an, denn sie warteten auf eine andere Beute.

Und in jeder von ihnen sah ich das Gesicht der Oberhexe Lilith.

Immer langgezogen, aber auch immer verzerrt. Manchmal mit einer Stirn, die wie die Spitze einer Lanze in die Höhe stach, um sich dann noch weiter zu bewegen und in Richtung Geländer vorzustoßen, auf dem sie ihre Plätze fanden.

Würde mein Kreuz sie vertreiben oder verlöschen können? Ich hatte da so meine Zweifel, weil es einfach zu viele Feuerzungen waren, die auf mich lauerten.

Dann erlebte ich die nächste Überraschung.

Aus der Tiefe des Treppenhauses erreichte mich eine Stimme, ein Ruf. Es war Suko, der nach mir schrie.

»John?«

Ich holte tief Luft. Bestimmt hatte Suko sich Sorgen gemacht, weil er von mir nichts gehört hatte.

»Okay, ich bin da.«

»Was ist mit den Flammen?«

»Lilith!«

»Haben sie schon angegriffen?«

»Noch nicht!«

»Kannst du sie denn stoppen?«

Ihn erreichte mein Lachen. »Das werde ich versuchen. Ich nehme das Kreuz, nimm du die Peitsche.«

»Gut.«

Wir beide hatten uns abgesprochen. Und mir kam es vor, als hätten die Feuerzungen nur auf diesen Zeitpunkt gewartet, denn plötzlich handelten sie und wurden dicht vor meinen Augen zu einem rasenden Feuerwirbel, weil sie sich so schnell und hektisch bewegten.

Ich bekam kaum noch etwas mit, aber ich sah, daß einige von ihnen auf mich zurasten.

Sie huschten in Kopfhöhe heran. Ich riß mein Kreuz zum Schutz vor mein Gesicht, hörte auch, wie Tritte die Treppe hochjagten, aber ich mußte mich um mich kümmern.

Einige Male zischte es böse auf, als Flammen gegen mein Kreuz jagten. Ein ätzender Brandgeruch umwehte mich, und die Gesichter in den Flammen verschwanden ebenso schnell wie die Feuerzungen.

Das alles zählte nicht mehr, weil einige Flammen es schafften, mich zu passieren. Das Kreuz war nicht allmächtig, es konnte nicht alle Flammen stoppen.

Die anderen erwischten Kyle.

Ich sah es nicht, ich konnte nichts tun, aber ich hörte ihn schreien und jammern.

Auch wenn er sich in irgendeinem Zimmer seiner Wohnung verkrochen hätte, es wäre ihm nie gelungen, Liliths Rache zu entgehen.

So hatte er im dunklen Wohnungsflur gewartet, angstvoll, aber gleichzeitig auch hoffnungsfroh, daß es John Sinclair gelingen würde, sie aufzuhalten. Er kämpfte schon gegen einige an, brachte sie zum Erlöschen, wenn sie seinem Kreuz zu nahe kamen, aber es waren einfach zu viele.

Rechts und links, auch über ihm jagten sie wie Glutstücke vorbei, huschten über die Türschwelle und hatten sehr bald als feurige Todesboten die Wohnung erreicht.
Sie waren einfach mörderisch, und sie kannten kein Pardon. Kyle konnte nur noch schreien. Er hatte sich gedreht, den Rücken gegen die Wand gepreßt, aber diese Deckung brachte ihm nichts ein. Die Flammen kamen von vorn, sie waren wie Lichtspeere, und sie ließen sich von ihrem Vorhaben nicht abbringen.
Sie erwischten Kyle!
Er wußte nicht, wo er die Schmerzen spürte. Überall auf seinem Körper verteilten sie sich, umzuckten ihn wie ein tanzendes Gewand, aber dabei blieb es nicht.
Keine Kleidung konnte Kyle den Schutz bieten. Sie fanden immer wieder ihren Weg.
An wievielen Stellen seines Körpers er getroffen wurde, konnte er nicht sagen.
Jedenfalls glaubte er zu verbrennen. Das Feuer der Hölle war über ihn gekommen, und im Angesicht seines nahen Endes fielen ihm plötzlich die alten Geschichten ein, die er in seiner Kindheit und Jugend so oft gehört hatte.
Da war die Rede vom Fegefeuer gewesen, von der mörderischen Strafe, die der Teufel und die von ihm regierte Hölle für gewisse Menschen bereithielt.
Das erlebte er jetzt.
Er sank in die Knie.
Kyle hatte das Gefühl, laut und irrsinnig zu schreien. Da irrte er sich. Über seine Lippen rann das Stöhnen in abgehackten Lauten, und seine Gedanken drehten sich plötzlich um die Schattenkirche, denn auch in ihr hatte das Feuer der Hölle eine gewisse Rolle gespielt.
Der Mann hielt seine Augen trotzdem noch weit geöffnet und sah, daß sich eine Flamme vor seinem Gesicht drehte, damit die Spitze auf ihn zeigen konnte.
Dann wurde sie schnell, zu schnell für ihn, denn er konnte nicht mehr ausweichen.
Und die Feuerzunge erwischte ihn zwischen den Augen, brannte sich fest, drang dann in den Kopf hinein, aber das merkte Kyle nicht mehr, denn Lilith hatte ihre Rache vollendet und ihm das Leben genommen.
Tot kippte er zur Seite!
Von einem Moment zum anderen verschwanden die restlichen Flammen. Dafür dröhnte ein kaltes, fürchterliches Lachen durch das hohe Treppenhaus…

***

Auf einmal waren die Flammen nicht mehr da!

Ich hatte zahlreiche mit meinem Kreuz abwehren und löschen können, aber nicht alle, denn es war mir nicht gelungen, sie in die Wohnung zu lassen, wo sich Kyle befand.

Und jetzt waren sie nicht mehr da.

Ich hörte dafür das gräßliche Lachen, ohne daß ich die Person, die es ausstieß, zu Gesicht bekam, aber ich wußte genau, wer es ausgestoßen hatte.

Lilith!

Sie hielt sich im Unsichtbaren auf. Sie hatte alles unter Kontrolle gehalten und freute sich diebisch darüber, daß ihr Ziel erreicht worden war.

In das Lachen hinein waren die Tritte meines Freundes Suko zu hören.

Daß er erst jetzt kam, wunderte mich, bewies mir aber gleichzeitig, wie kurz dieser Kampf gegen die höllischen Flammen gewesen war.

Wahrscheinlich hatte auch er nichts erreichen können.

Das Lachen verstummte.

Suko nahm die letzten Stufen mit einem Sprung. Er hatte die drei Riemen der Dämonenpeitsche ausfahren lassen, sie pendelten wie Schwinger von einer Seite auf die andere, sie rutschten mit den Spitzen über den Boden, aber sie hatten Kyle ebensowenig retten können wie ich mit meinem Kreuz.

Wir schauten uns an.

»Was ist mit Kyle?«

Ich hob die Schultern, bevor ich mich quälend langsam umdrehte, als wollte ich die Entdeckung, bewußt hinauszögern. Irgendwie war es auch so, weil ich mich als Verlierer fühlte, denn mir war es nicht gelungen, den Mann zu retten.

Wenig später umstanden wir ihn. Suko an der rechten, ich an der linken Seite.

Wir schauten auf einen Toten.

Kyle war an der Wand herabgerutscht. Er saß noch auf dem Boden, wenn auch in einer schrägen Lage. Gleich mehrere Feuerzungen hatten ihn erwischt. Sie waren nicht zu bremsen gewesen. Die Kleidung hatten sie durchdrungen und natürlich auch seine Haut.

Wo sie getroffen hatten, zeigten sich häßliche, dunkle Brandlöcher.

Aber eines war besonders wichtig.

Es malte sich auf der Stirn des Mannes ab, genau zwischen seinen Augen. Es war kreisrund und sah so aus, als wäre eine Kugel in seinen Kopf hineingejagt.

Nicht einmal Blut war aus der Wunde geflossen. Nur die Ränder des Lochs wirkten verbrannt.

Suko strich durch sein Gesicht, bevor er die Schultern hob. Er wußte genau, wie mir zumute war, und sagte mit leiser Stimme: »Lilith hätte

ihn mit ihren Feuerzungen immer und überall erwischt. Da brauchst du dir keine Vorwürfe zu machen.«

»Das sagst du so einfach.« Ich deutete auf den Koffer, den er losgelassen hatte. »Fast hätten wir es geschafft, aber nur fast. Kyle wußte noch nicht, was er in Zukunft tun wollte. Ich hatte ihm die Lösung der Schutzhaft vorgeschlagen, die ihm allerdings wenig gefiel. Na ja, jetzt hat sie es geschafft.«

Suko stimmte mir zu und sagte dann: »Aber du hast doch zuvor mit ihm reden können!«

»Das stimmt schon.«

»Was wußte er denn?«

»Später, Suko«, sagte ich und ging in den Wohnraum zurück, weil dort ein Telefon stand. Ich mußte meine Kollegen von der Mordkommission anrufen.

Sie sollten die Leiche abholen und untersuchen lassen. Was die Experten feststellen würden, wußte ich selbst nicht. Kyle war verbrannt, aber anders, als wir es normalerweise kannten.

Ob damit auch der letzte Rest der Schattenkirche vernichtet worden war, stand in den Sternen. Es konnte durchaus sein, daß Lilith versuchte, sie wieder aufzubauen. Neue Mitglieder würde sie bestimmt finden, denn noch immer waren die Menschen verrückt genug, einem falschen Propheten hinterherzulaufen.

Uns würde das nicht primär berühren, denn durch Kyles Aussagen war ich auf eine andere Spur gestoßen, die von London weg und in das Land der dunklen Wälder, düsteren Schluchten und unheimlichen Legenden führte. Nach Rumänien.

Und dort lebte glücklicherweise unser Freund Marek, der auch der Pfähler genannt wurde…

***

Als wir später mit Sir James zusammensaßen und Kriegsrat hielten, war keiner von uns begeistert, aber ich hörte auch von Sir James kein Wort des Vorwurfs. Er war der Ansicht, daß wir uns den neuen Gegebenheiten stellen sollten, und er zeigte sich gar nicht mal verwundert darüber, daß Assunga den Weg nach Rumänien eingeschlagen hatte, um Mallmann zu finden, weil dies das klassische Vampirland war.

Ich hatte Bedenken. »Mallmann in Rumänien? Das will mir einfach nicht in den Kopf.«

»Warum nicht?«

»Es ist mir zu einfach, Sir!«

Der Superintendent lächelte. Er drapierte seine Arme flach auf den Schreibtisch und legte seine Hände übereinander. »Warum wollen Sie es immer kompliziert machen, John?«

»Kann ich Ihnen selbst nicht sagen. Möglicherweise liegt es an meinem Gefühl.«

»Gut, das akzeptiere ich. Und was meinen Sie, Suko? Haben Sie dieselbe Meinung?«

»Ich tendiere dahin.«

»Warum?«

»Mallmann hat seine Eisvampire verloren, das wissen wir. Und damit besitzt er auch keinen Stützpunkt mehr. Er wird gezwungen sein, sich einen neuen aufzubauen. Was, um alles in der Welt, spricht dagegen, daß er sich nicht Rumänien ausgesucht hat? Bestimmt nicht die wirtschaftliche Situation des Landes, um so etwas hat sich Mallmann noch nie gekümmert. Je größer das Chaos, das Durcheinander, um so weniger wird man sich für ihn und seine Aktivitäten kümmern. Und da fällt auch eine Person wie Assunga kaum auf.«

»Gut gesagt.« Sir James lächelte. »Das klingt beinahe, als hätten Sie sich abgesprochen, damit Sie so schnell wie möglich nach Rumänien reisen können.«

»Es wäre wirklich das beste«, sagte ich.

»Und was ist mit Marek?«

Ich nickte Sir James zu. »Es liegt auf der Hand, daß wir versuchen werden, ihm von hier aus eine Nachricht zu überbringen. Ich denke da an ein Telegramm.«

»Damit bin ich einverstanden. Aber wonach soll Marek suchen? Nach unserem Freund Mallmann?«

»Zuerst nach Assunga.«

»Das Land ist groß«, meinte der Superintendent versonnen. »Meine Güte, wenn ich daran denke, daß die Wälder oftmals so gut wie undurchdringlich sind, daß es dort unzählige Verstecke gibt, die alten Burgen und Schlösser nicht mit eingerechnet, da wird die Chance auch für einen Mann wie den Pfähler sehr gering sein.«

»Stimmt schon«, gab ich zu. »Andererseits kennt Marek auch die Orte, wo sich das Böse heimisch fühlt.«

Sie James nickte. »Alles klar. Versuchen Sie, den Pfähler zu erreichen! Jetzt eine andere Frage. Ist die Spur hier in London tatsächlich so abgebrochen, wie Sie sagen?«

»Ja, Sir.«

Er rückte seine Brille zurecht. »Dann war Kyle das letzte Mitglied der Schattenkirche?«

»Ich weiß es nicht, ob er tatsächlich der letzte gewesen ist. Es wird noch andere Mitglieder geben. Wir haben in dem Waggon ja einige gesehen, aber ich sage Ihnen, daß Kyle am meisten gewußt hat. Die Übrigen sehe ich mehr als Mitläufer an. Kyle hat mehr gewußt. Er kannte ja auch das Ziel der Hexe, und ich bin davon überzeugt, daß er uns auf keinen Fall angelogen hat.«

Sir James lächelte und nickte. »All right, Sie können fliegen. Ich besorge Ihnen die Unterlagen, während Sie versuchen, Marek zu erreichen. Eine andere Frage. Haben Sie nicht damals dafür gesorgt, daß er an ein Telefon herankam?«

»Das stimmt. Nur weiß ich nicht, ob es noch funktioniert. Ich habe nicht immer Glück gehabt. Meistens ging es daneben, da bin ich ehrlich. Da die große Revolution vorbei ist, werden wir es trotzdem versuchen. Sollte ich nicht nach Petrila durchkommen, werde ich es weiterhin mit einem Telegramm versuchen.«

»Einverstanden.«

Suko und ich waren entlassen. Nachdenklich verließen wir das Büro. Ich dachte über den Fall nach und stellte mir schon jetzt die Frage, wie Dracula II wohl reagieren würde, wenn die Hexe Assunga ihn gefunden hatte. Konnte er mit dieser Person, die sich ihm bestimmt als Helferin anbot, überhaupt etwas anfangen?

Ich hatte da meine Zweifel, denn Mallmann gehörte zu den Einzelgängern. Er wollte sein Reich aufbauen, er wollte herrschen und die Welt mit seinen Dienern besetzen.

Wenn dann eine Person wie die Hexe kam, konnte er sich möglicherweise gestört fühlen.

Suko dachte ähnlich wie ich, denn er fragte: »Was kann Assunga ihm schon bieten?«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Aber du denkst darüber nach, wie ich dich kenne?«

»Das schon.«

Glenda schaute uns kopfschüttelnd an, als wir das Vorzimmer betraten. »Welche Laus ist euch denn über die Leber gelaufen? Oder liegt es am Wetter, daß ihr Gesichter zieht, als wäre jemand gestorben, den ihr besonders gemocht habt?«

»So ist es nicht.«

Sie war eingeweiht und fragte deshalb: »Mallmann?«

»Ja.«

»Was noch?«

»Rumänien und Marek.«

»Oh, das wird wohl eine größere Reise.«

Ich nickte. »Kannst du so stehen lassen. Wie wär's denn mit einer Tasse Kaffee? Dabei telefoniert es sich besser.«

»Gern. Ich koche gleich eine Kanne. Bis du durchkommst, ist sie bestimmt leer.«

»Das will ich nicht hoffen.«

Leider schien Glenda recht zu behalten, denn nach Rumänien durchzukommen, glich einem Glücksspiel. Es existierten einfach zu wenige Leitungen.

Suko telefonierte ebenfalls, dann ruhte ich mich aus. Ich freundete

mich immer mehr mit der Lösung an, dem Pfähl er ein Telegramm zu schicken. Das erschien mir sicherer.

Die Kanne war mehr als zur Hälfte gelehrt, als ich Sukos Lachen hörte. Es riß mich aus meinen trüben Überlegungen. So wie er die Augenbrauen anhob, war zu erkennen, daß die Verbindung tatsächlich stand. »Es läutet durch«, meldete er, »jetzt drücke nur die Daumen, daß Marek auch zu Hause ist. Willst du mit ihm sprechen?«

Ich winkte ab. »Nein, das hast du geschafft.«

Es läutete mehrere Male hintereinander. Ich hatte den Lautsprecher eingeschaltet und hörte auch das komische Knacken in der Leitung. Als unsere Mienen immer länger wurden und Suko schon daran dachte aufzulegen, da meldete sich jemand mit einer Stimme, die selbst wir als atemlos einstuften.

»Marek.«

Ich grinste breit, auch Suko fiel ein Stein vom Herzen, und als er seinen Namen gesagt hatte, da hörten wir zunächst einmal nichts, so daß wir schon Angst davor bekamen, daß die Verbindung nicht mehr stand, aber Marek hatte sich erst von seinem positiven Schock erholen müssen, denn er lachte laut und freudig.

»Suko, du alter Himmelsstürmer«, radebrechte er. »Daß ich dich noch mal höre, das ist…«

»Du wirst uns bald sehen, Marek!«

»Was ist los?«

»John und ich kommen zu dir.«

»Wann, wann?« Er war ganz aufgeregt.

»So rasch wie möglich.«

»Ist es ein privater Besuch, oder seid ihr wieder auf der Jagd nach irgendwelchen Dämonen?«

»So ist es.«

»Und wer?«

»Noch immer Mallmann.«

Wir hörten ihn fluchen und konnten seine Reaktion gut begreifen.

Auch für Marek war der ehemalige Kommissar wie das rote Tuch für einen Kampfstier, und er wollte natürlich Einzelheiten wissen, die er von Suko auch erfuhr.

Mein Freund wies zudem darauf hin, daß es uns nicht nur auf Mallmann ankam, sondern in erster Linie auf die Hexe Assunga, die sich bestimmt schon in Rumänien aufhielt und die dort auf der Suche nach Will Mallmann war, um an seine Seite zu treten.

»Hast du den Namen möglicherweise schon gehört?« wollte Suko wissen.

»Assunga? Nein.«

»Dann wird es schwer.«

Da es in der Leitung rauschte, ließ sich Marek etwas Zeit mit der

Antwort. Sie klang nicht so negativ, wie wir angenommen hatten. Er sprach von seinen guten Beziehungen, die sich besonders nach dem Umsturz in Rumänien noch verbessert hatten. Und er bat Suko, ihm eine Beschreibung der Hexe zu geben.

Die bekam er.

Suko sprach langsam, wie zum Mitschreiben, und Marek gestand ihm danach ein, daß ihm eine derartige Person noch nicht begegnet war, was aber nichts zu bedeuten hatte. Er würde jedenfalls die Augen offenhalten und wollte dann wissen, wann wir ungefähr eintreffen würden.

»Auf jeden Fall morgen. Wir werden uns einen Leihwagen nehmen, das klappt doch – oder?«

»Natürlich, wenn ihr mit Devisen zahlt.«

»Werden wir.«

»Sollte ich nicht in Petrilla sein, werde ich eine Nachricht hinterlassen. Fragt beim Bürgermeister nach. Es ist ein neuer Mann, der andere ist abgesetzt worden.«

»Danke für den Tip.«

»Dann alles Gute, ihr beiden. Jedenfalls freue ich mich auf unser Wiedersehen.«

»Wir auch, Marek. Und putz schon mal deinen Eichenpflock. Du wirst ihn sicherlich brauchen können.«

»Der liegt immer bereit, Freunde.«

Und das genau glaubten wir ihm aufs Wort!

***

Sie hatte es geschafft, sie war in Rumänien, und sie befand sich bereits auf dem Weg zu ihrem Ziel.

Immer wieder dachte sie an den Vampir, den sie nie zuvor gesehen hatte, der dennoch eine sehr große Rolle spielte, denn während des langen Schlafs hatte sie des öfteren seine Gedanken empfangen, die sich um eine große Herrschaft der Blutsauger drehten, und Mallmann wollte der Anführer sein.

Wenn er das schaffte, war sie gegen ihn ein Nichts. Er würde sie auslachen oder sie einfach zerquetschen, wie auch immer. Sie wußte auch nicht genau, wo sich der Blutsauger aufhielt, denn Assunga unternahm die Reise nach Rumänien aus einem anderen Grund.

Sie hatte sich vorgenommen, nicht als einfache Hexe dem Blutsauger irgendwann gegenüberzutreten. Sie wollte kommen und ihm etwas zeigen, das ihr eine ungeheure Macht gab, und ihm dann vorschlagen, diese Machtfülle mit ihm zu teilen.

Dazu mußte es ihr allerdings gelingen, an einen bestimmten Gegenstand heranzukommen, was wiederum nicht einfach war. Allerdings hoffte sie, daß es diesen Gegenstand noch gab, um den sich

zahlreiche Legenden und Mythen rankten. Wenn es ihr gelang, ihn zu finden, dann hatte sie gewonnen, dann konnte sie jubeln, dann spielten Grenzen, Zeiten und Welten überhaupt keine Rolle mehr.

Dann konnte sie jeden beliebigen Punkt erreichen, den sie nur wollte.

Assunga steigerte sich immer mehr in diesen Gedanken hinein, und des öfteren huschte ein Lächeln über ihre Lippen.

Sie sah anders aus als in London.

Vor allen Dingen hatte sie ihre Kleidung gewechselt. Wer sie jetzt in ihrem alten verschlissenen Mantel sah, wäre nie auf den Gedanken gekommen, daß sich unter dem Stoff eine junge Frau verbarg, deren Körper eine jugendliche Haut und Straffheit zeigte. Zudem war es ihr noch gelungen, eine alte Perücke aufzutreiben. Ein graues, strähniges Etwas verbarg die mahagonifarbenen Haare, die an gewissen Stellen wie Messing schimmerten und an anderen wiederum die Schwärze einer Holzkohle zeigten. Ausgetretene Schuhe verdeckten ihre Füße, und unter dem Mantel trug sie eine sehr weitgeschnittene Hose.

Als zusätzlichen Gag hatte sie sich noch einen Hut besorgt. Der braune Stoff war abgewetzt und sah an manchen Stellen aus wie altes Leder, aber er besaß eine Krempe, die sie in ihr Gesicht ziehen konnte, damit nicht viel von ihr zu sehen war.

Geld hatte sie sich auf ihre Art und Weise besorgt und dabei zwei Leichen hinterlassen. An sie verschwendete sie keine Gedanken.

Statt dessen schaute sie durch das Zugfenster, auf dessen Scheibe sich ein Teil der Landschaft abmalte, die draußen vorbeizog.

Dichte Wälder waren zu sehen, hier und da ein einsam stehendes Haus oder Gehöft. Mal ein Bach, eine Brücke, doch immer wieder die mächtigen, bewaldeten Berge der Karpaten, die sich manchmal so hoch gegen den blauen Himmel reckten, als wollten sie Löcher in die herrliche Farbe hineinstanzen.

Es war eine ganz andere Welt, die ihre Düsternis nicht verloren hatte, obwohl die Sonne schien.

Assunga hatte sich für einen Zug entschieden, der von Kronstadt aus gefahren war. Er würde in Plakac halten, und genau auf diesen Ort kam es ihr an.

Von dort aus mußte sie sich bis zu dem Punkt durchschlagen, wo sie hoffte, den Gegenstand finden zu können. Wenn die alten Geschichten stimmten, dann mußte er noch dort sein.

Und dieses Gefühl, nicht mehr allzu weit von ihm entfernt zu sein, ließ sie innerlich vibrieren. Ihr anderes Leben, die lange Zeit in der Tiefe des Grabes, das Verwesen, genau dies alles hatte sie abgehakt.

Es lag zurück, es war für Assunga nicht mehr existent.

Und wenn sich ihr jemand in den Weg stellen würde, mußte dieser Jemand mit seinem Leben bezahlen.

Bisher hatte man sie in Ruhe gelassen, aber das sollte sich ändern,

und es begann damit, daß sie draußen auf dem Gang die harten Tritte horte, wie sie eigentlich nur von Stiefeln hinterlassen werden konnten. Stiefel trugen Soldaten, die Miliz oder auch Polizisten.

Kontrolliert wurde leider noch immer.

Dem Klang der Schritte nach zu urteilen, waren es mindestens zwei Männer, die den Zug absuchten, und sie verhielten sich wie die Herren, denn Assunga hörte an den heftigen Geräuschen, daß sie besonders brutal die Abteiltüren aufrissen.

Assunga wußte auch, daß der Zug kaum besetzt war. Wer fuhr schon in diese einsame Gegend, wo die Wälder noch düsterer waren und sich die Häuser der Orte wie ängstliche Schafe an die Berghänge duckten, als hätten sie Angst davor abzurutschen.

Assunga schaute noch immer aus dem Fenster. Sie würde es auch tun, wenn die Abteiltür aufgerissen wurde. Die Gleise führten in eine Kurve, in die sie Einblick bekam, weil sie zur Fahrtrichtung saß.

Die Schlange der Wagen neigte sich nach rechts. Assunga erkannte, daß die durch ein enges Tal fuhren und praktisch die linke Seite des Zuges an einem Berghang klebte.

Auch an der rechten Seite stieg ein Hang hoch. An ihr klammerten sich Nadelbäume fest, als hätten sie ihre Finger tief in das Gestein hineingegraben.

Und dann sah sie das Viadukt, über den der Zug rollte, um die andere Seite des Tals zu erreichen. Die Strecke stieg an, und wenn Assunga in die Tiefe schaute, sah sie einen silberfarbenen Streifen. Dort bahnte sich ein Wildwasserbach seinen Weg.

In der Scheibe sah sie die Bewegung, als die Tür aufgerissen wurde. Sehr wuchtig, bestimmend, und so benahmen sich auch die beiden Uniformierten in ihrer grüngrauen Kleidung.

Ob sie Soldaten waren oder zu einer Miliz gehörten, wußte Assunga nicht. Sie trugen Mützen, unter deren Rändern sich ihre Gesichter abzeichneten, als wären sie geschnitzt worden. Sie wirkten breit und kantig. Beide Männer besaßen dichte, schwarze Augenbrauen und starrten die Frau kalt an.

Der Größere der beiden sprach auf sie ein.

Assunga drehte den Kopf.

Unter dem Rand des Hutes hinweg schaute sie in das Gesicht des Mannes, der ihres kaum sehen konnte, da die Krempe zusätzlich noch einen Schatten warf. Er redete schnell, bekam keine Antwort, und der Klang seiner Stimme wurde härter und ungeduldiger.

Assunga schaute auf die beiden, die sich die Waffen über die Schultern gehängt hatten. Ihre Läufe blitzten so sauber, als wären sie verspiegelt, aber die Stiefel zeigten Schmutzränder.

Sie hob nur die Schultern.

Damit konnte sie den Sprecher nicht beeindrucken. Er ging einen

Schritt zur Seite, und seine zupackende Hand bekam den Rand des Hutes zu fassen. Mit einem heftigen Ruck riß er ihn vom Kopf der Hexe weg, die zudem das Pech hatte, daß ihre Perücke nicht richtig saß und auch noch mitgerissen wurde.

Die Männer erstarrten.

Zuerst schauten sie auf die am Boden liegende Perücke, dann aber glitt ihr Blick über das rotschwarze Haar der Frau, das sie nur lose oben auf dem Kopf zusammengedreht hatte und das durch den heftigen Ruck wieder in seine ursprüngliche lange Form zurückgefallen war.

Was die beiden jetzt dachten, war Assunga unklar, aber gute Gedanken waren es nicht, auch wenn über ihre Lippen ein Grinsen huschte, denn sie hatten erkannt, wie schön die Frau aussah, auch wenn der Mantel den größten Teil ihrer Gestalt verbarg.

Wieder nickten sie sich zu.

Dann trat der Größere noch näher. Er beugte sich vor. Eine Hand legte er auf Assungas linke Schulter, und seine Finger krallten sich in dem Stoff fest.

Die Hexe sah, daß sie soeben über den Viadukt hinwegrollten. Sie konnte das Panorama nicht genießen, denn sie hatte nur Blicke für den Mann.

Dessen breites Gesicht schwebte über ihr. Er flüsterte ihr etwas zu, und sie sagte, daß sie nichts verstehen konnte.

»Spione!«

Das Wort begriff sie.

Assunga lächelte.

Das machte den Kerl wütend. Plötzlich wurde sein Griff so hart, daß er sie in die Höhe reißen konnte. Assunga folgte ihm willig wie eine Puppe. Ein Stoß beförderte sie bis an die gegenüberliegende Sitzbank, wobei sie sich noch an der Rückfront den Kopf stieß.

Bisher hatte sie sich friedlich verhalten, aber sie wußte auch, daß sie dies nicht mehr länger durchziehen konnte. Und sie war sich darüber im klaren, daß die Männer auch zu zweit nicht gegen sie ankommen konnten. Nicht gegen eine Hexe.

Den Mantel hatte sie nicht zugeknöpft, was auch die beiden Männer gesehen hatten. Sie hörte noch das Lachen des Kleineren, dann spürte sie wieder die Pranken auf ihrem Körper.

Der Kerl griff zu. Er wollte ihr den Mantel vom Körper wegzerren, aber Assunga war schneller.

Sie drehte sich.

Der Soldat taumelte zurück. Er hatte die andere Bewegung so schnell nicht ausgleichen können.

Assunga aber stand vor dem Kleineren. Zweimal bewegte sie die Schultern, der Mantel rutschte herunter. Unter dem dünnen Stoff des

roten Pullovers zeichneten sich deutlich die beiden Hügel ihrer Brüste ab, die nach dem Erwachen perfekt gewachsen waren.

Beide Soldaten bekamen Stielaugen, als sie sahen, wie die Hexe den Saum des Pullovers mit zwei Fingern an verschiedenen Stellen anfaßte und ihn dann in die Höhe schob.

Sie flüsterten sich etwas zu. Der Größere sprach lauter. Er lag halb auf der Sitzbank, schüttelte den Kopf und konnte nicht fassen, was er zu sehen bekam.

Seinen Tod faßte er auch nicht.

Er trat urplötzlich ein, denn in den Augen der Hexe bildeten sich Flammen, die einen Moment wie Speere vorzuckten.

Der erste Soldat schrie kaum. Er riß nur seine Hände hoch, preßte sie gegen sein Gesicht, in dem es plötzlich nach verbranntem Fleisch stank, und diesen süßlichen Geruch erlebte auch der zweite Soldat, nachdem die Hexe ihm den Kopf zugedrehte hatte.

Die Flammen erwischten auch sein Gesicht und brannten es ab bis auf die weißen Knochen, die durch die schwarze Haut schimmerten.

Er war schon tot, als er noch stand. Dann fiel er mit einer steifen Bewegung nach links, prallte noch gegen die Sitzkante, tickte von dort ab und blieb auf dem Boden liegen.

Auch sein Kollege war zusammengebrochen. Er klemmte hockend in dem kleinen Abteil fest, den Kopf nach vorn gesenkt. Seine Haare sowie das Gesicht wurden von einer grauen, stinkenden Rauchwolke umweht.

Für beide war das Leben vorbei!

Assunga aber lächelte. Sie genoß ihren Triumph, sie hatte gewonnen und es den Kerlen gezeigt, zu welchen Dingen eine Hexe fähig war. Dennoch würde sie den Vampir damit nicht beeindrucken können, da mußte sie eben einen gewissen Gegenstand finden.

Leider würde es noch etwas dauern, bis der Zug in Plakac einlief.

Die Gefahr, daß die beiden Toten entdeckt wurden, bestand durchaus, und sie mußte sich etwas einfallen lassen.

Zunächst dachte sie daran, sie kurzerhand aus dem Zug zu werfen, aber ein rascher Blick aus dem Fenster bewies ihr, daß sie die Schlucht bereits verlassen hatten und sie auf einer ebenen Strecke weiterfuhren.

Das war nicht gut.

Sie noch weiter verbrennen?

Es wäre aufgefallen, denn Rauch konnte schlecht abziehen. Und eine Qualmwolke, die aus dem offenen Fenster wehte, wäre ebenfalls aufgefallen. Also im Abteil lassen.

Assunga ging davon aus, daß Reisende Respekt vor schlafenden Soldaten besaßen. Uniformen schreckten die meisten ab, erst recht in einem Land wie diesem.

Also packte sie den Größeren zuerst und legte ihn mit dem Gesicht nach unten auf die rechte Sitzbank. Sie hatte es kaum geschafft, als der Zug in einen Tunnel fuhr und die Dunkelheit über das Abteil hereinbrach. Es brannte unter der Decke keine Lampe, aber eine gewisse Helligkeit war trotzdem vorhanden, denn die Augen der Hexe leuchteten in einer rotgelben Farbe.

Sie sahen unheimlich aus und besaßen eine gewisse Ähnlichkeit mit zwei Laternen, die im Hintergrund in tiefen Schächten ausliefen, die gleichzeitig endlos wirkten.

In ihnen konzentrierte sich die Magie, sie waren die Quellen für das Böse, das das Vorhaben der Hexe diktierte.

Es wurde wieder hell.

Das Leuchten in ihren Augen verschwand. Assunga schaute nicht nach draußen, sie bückte sich und packte den kleineren der beiden Soldaten unter den Armen. Beinahe mühelos hob sie ihn an und legte ihn auf die andere Sitzbank. Den größeren deckte sie mit ihrem Mantel zu. Sie konnte auf das stinkende Stück Stoff verzichten.

Jetzt brauchte sie nur noch das Glück der Tüchtigen. Aber sie rechnete fest damit, daß niemand durch den Zug gehen und die Abteile kontrollieren würde.

Noch einmal betrachtete sie ihr Werk und war sehr zufrieden damit.

Sicherheitshalber schaute sie noch in den Gang, sah keinen Menschen und wandte sich dem Fenster zu.

Noch immer strahlte die Landschaft einen düsteren Eindruck aus, auch wenn die dicht bewaldeten Berge in den Hintergrund getreten waren, aber sie warfen ihre langen Schatten trotzdem noch in die Ebene hinein, so daß ihre Ausläufer beinahe die Bahngleise erreichten.

Plakac war ihr Ziel!

Assunga wußte nicht genau, wann sie es erreichen würden. Sie hatte sich auch nicht um Zeiten gekümmert, aber sie schaute wieder aus dem Fenster und den hohen Telegrafenmasten nach, die durch lange Leitungen miteinander verbunden waren.

Große Vögel kreisten über den Bergen und diesem weiten Tal, das sie durchführen.

Schon bald änderte sich die Umgebung.

Die langen Wiesenflächen verschwanden und machten Feldern Platz. Erste Schilder tauchten auf.

Der Name Plakac fiel ihr auf.

Da verließ sie das Abteil.

Assunga wollte nicht so lange warten, bis der Zug in den Ort eingefahren war und anhielt. Sie mußte ihn vorher verlassen. Das Tal hatte sich wieder verengt. Bis zu den nahen Bergen waren es nur ein paar Minuten Fußmarsch. Ein kleiner Bach begleitete die Schienen.

Das Wasser schäumte hell über die zahlreichen Steine.

Dann rumpelten die Wagen über eine Brücke. Dahinter lag ein Feld, auf dem Menschen arbeiteten, ihre Tätigkeit unterbrachen und dem vorbeifahrenden Zug zuwinkten.

Sie riß die Scheibe nach unten.

Der Fahrtwind brandete in ihr Gesicht. Es rauschte wie ein böser Geist, brannte in den Augen, weil sie nach vorn schaute und bereits die Umrisse des Ortes sah, die sich wie gemalt von dem flachen Untergrund abhoben. Rechts und links glitten die Berge hoch. Sie machten den Eindruck, als wären sie bereit, die Ortschaft und alles, was in ihr lebte, im nächsten Augenblick zu erdrücken.

Der Zug verlor an Geschwindigkeit. Die Wagen ruckten, als wollten sie sich gegen den Verlust des Tempos anstemmen und sich weigern, in den Bahnhof einzulaufen.

Assunga verließ das Abteil. Wenn sie ausstieg, dann bestimmt nicht aus dem Fenster.

Die Türen ließen sich auch hier während der Fahrt öffnen. Die Wagen waren eben Jahrzehnte alt und besaßen entsprechende Sicherheitsvorkehrungen. Sie war die einzige Person, die ihr Abteil verlassen hatte. Andere Personen hielten sich im Gang nicht auf.

Die Tür besaß zwar einen Sicherheitsgriff, aber er sah kaum anders aus als ein normaler.

Sie hielt die Klinke sicherheitshalber fest und beugte sich der Fensterscheibe entgegen.

Noch waren keine Häuser zu sehen. Sie hörte nur das Rattern der Räder auf den alten Schienen. Die einzelnen Wagen schwankten, sie stießen zusammen; der Zug fuhr noch immer ziemlich schnell, aber die Hexe vertraute auf ihre eigenen Kräfte. Sie würde es schon schaffen, da war sie sicher.

Sie öffnete die Tür.

Es war nicht einfach, weil sie sich gegen den Druck des Fahrtwindes anstemmen mußte. Assunga schaute für die Dauer von zwei Sekunden hinaus.

Unter ihr befand sich eine mit Gras und Gestrüpp bewachsene Böschung. Besser konnte es nicht kommen.

Sie stieß sich ab.

Dann lachte sie schallend auf, als sie durch die Luft flog, sehr schnell abtauchte, gegen die Böschung prallte und sich dabei mehrmals überschlagend nach unten rollte.

Unverletzt blieb sie liegen.

Aus ihrem Mund drang ein Jubelschrei, und als sich Assunga aufrichtete, hatte sie der Zug längst passiert, und sie schaute nur noch auf den letzten Wagen.

Nun lag ihr Ziel sehr nah.

Noch immer im Gras sitzend, schaute sie gegen einen bewaldeten

Berghang.
Obwohl sie noch nie in der Nähe von Plakac gewesen war, wußte Assunga sehr genau, wo sie sich hinwenden mußte.
Und dann würde alles anders werden.

***

Zuerst hatte sie überlegt, ob sie die Stadt nicht durchwandern sollte, um nachzufragen. Dann nahm sie davon Abstand, denn sie ging davon aus, daß die beiden toten Soldaten gefunden worden waren und sich eine helle Aufregung ausgebreitet hatte.
Also auf eigene Faust losgehen.
Es machte ihr nicht viel aus. Sie besaß Kräfte, die mit denen eines Menschen nicht vergleichbar waren. An einer schmalen Stelle überquerte sie einen Wildbach und tauchte schließlich dort ein, wo der dichte Wald bis an die Wiesen und Felder heranreichte.
Sofort wurde er kühler. Die Luft war feuchter. Sonnenlicht erreichte den Boden kaum noch. Und wenn, dann nur als funkelnde Taler, denn der meiste Teil wurde von dem grünen Dach der Bäume gefiltert.
Sie mußte bergan gehen über Wege, die eigentlich keine waren, höchstens Wildwechsel.
Felsen hatten den weichen Untergrund an vielen Stellen aufgerissen. Mit ihrem grauen Gestein schauten sie oft spitz und kantig hervor, verschwanden dann wieder unter einer feuchten Moosschicht und natürlich unter dem dichten Dach der Bäume, das alle schützte.
Es war nie ruhig im Wald. Geheimnisvolle Geräusche umgaben die einsame Frau. Mal ein Rascheln, dann wieder ein Quietschen. Irgendwo war immer etwas, obwohl sie nichts sah.
Alles war so anders, so leise, so geheimnisvoll, eine Welt für sich.
Einmal sah sie einen Fuchs, der schnell zur Seite huschte, als er ihren Blick bemerkte.
Die Hexe wußte auch, daß in den Karpaten noch Wölfe lebten. Im Prinzip Tiere, die ihr sympathisch waren, denn Wölfe gehörten zum Bösen, und sie wußte auch, daß ihr Ziel eigentlich bewacht war. In den alten Geschichten hieß es, daß die Wölfe dort lauerten und jeden zerrissen, der nicht würdig war, das alte Gemäuer zu betreten.
Es war nicht die Burg des Vlad Dracula, aber es gehörte zu den Stätten, das der schreckliche Blutgraf des öfteren besucht hatte.
Das Andenken, das sie zu finden hoffte, war längst in Vergessenheit geraten. Nur sehr wenig Eingeweihte waren informiert. Assunga zählte dazu, und sie war sehr glücklich darüber.
Draculas Erbe.
Sein Mantel!
Um ihn allein ging es ihr. Es war sein Mantel, dem man Zauberkräfte nachsagte. Der Umhang des Vlad Dracula oder einer der Umhänge, die

er besessen hatte.

Viel war darüber geredet worden. Man hatte nur flüsternd davon gesprochen, man fürchtete sich davor, und es gab nur wenige Personen, die den Mut gefunden hatten, nach dem Mantel zu suchen.

Wer Bescheid wußte, der konnte das Ziel erreichen, aber er wußte nicht, ob er auch würdig war.

Das entschieden die Wölfe.

Stunden vergingen. Zeit spielte überhaupt keine Rolle. Assunga sah nur ihr Ziel, das sie mit aller Macht erreichen mußte. Und wenn sie das erste Knurren der Wächter hörte, würde sie zufrieden sein.

Manchmal erreichte sie Lichtungen. Diese Flecken sahen aus, als hätte die Hand eines Riesen in den Wald gegriffen und ein paar Dutzend Bäume herausgerissen.

Noch immer schien die Sonne. Sie zauberte helle Inseln auf die Lichtungen, aber sie war bereits gewandert und auch tiefer gesunken. Ihre Strahlen fielen schräg zwischen die Bäume und gaben dem dunklen Wald ein verzaubertes Aussehen.

Diese Berge hatten eine Geschichte vorzuweisen. Man konnte das Gefühl haben, daß sich in ihrem Gestein die alten Legenden, Märchen und Mythen verbargen.

Da hatte jeder Baum seine Geschichte, jeder Fels war getränkt mit Legenden um Vampirblut und grauenvollem Leid.

Unermeßliche Schrecken hatte die Herrschaft des Vlad Dracula gebracht, und Jahrhunderte später erinnerte man sich an diese Zeit nur mit einem gewissen Schauder.

Geschichten wurden erzählt. In ihnen lebte das Grauen auf, und in zahlreichen Ländern Europas hatten sich Reisegesellschaften dem Trend angepaßt, indem sie Gruselfahrten an die Plätze des Schreckens anboten, wo einst Vlad Dracula gewütet hatte. Über das alles konnten Eingeweihte wie Assunga nur die Nase rümpfen. An die wahren Plätze kamen die Reisegruppen nicht heran. Die blieben ihnen verborgen, denn sie waren ausschließlich den Einheimischen bekannt.

Und Gestalten wie der Hexe…

Sie ging weiter und hatte inzwischen eine Region erreicht, die man als einsam und menschenleer bezeichnen konnte. Hierher verirrte sich kaum jemand, und hier waren auch keine Spuren von Wanderern oder Touristen zu sehen.

Auch griff hier keine menschliche Hand regulierend ein. Was der Sturm gefällt hatte, blieb liegen, und so war die Hexe oft genug gezwungen, über Hindernisse hinwegzuklettern oder großes Astwerk zu umgehen, das ein Weiterkommen versperrte.

In dieser Düsternis konnte das Grauen gedeihen. Es war feucht hier oben. Manchmal klebte das Laub auf dem Boden, und kleine Rinnsale liefen von der Höhe herab nach unten.

Tiere hatte sie keine mehr gesehen. Sie hörte auch keine Vogelstimme, für Assunga ein Zeichen, daß sie sich ihrem Ziel bereits sehr stark genähert hatte.

Der Weg führte nicht so steil hoch. Sie konnte ihn jetzt bequemer gehen und erreichte irgendwann eine trotzdem steile Böschung, die rechts von ihr hochragte.

Wind und Wetter hatte diese Böschung getrotzt, aber Wind und Wetter hatten auch ihre Spuren hinterlassen.

Durch starke Regenfälle und von oben herabfließende Wassermassen waren Teile der Böschung abgerissen worden, und zwar so tief und mächtig, daß Teile der gewaltigen Baumwurzeln aus der Böschung hervorschauten. Sie wirkten wie mächtige, krumme oder auch gestreckte Arme, die sich regelrecht ineinander verbissen hatten, als wollten sie sich nie mehr loslassen.

Assunga sah auch etwas anderes.

Aus der Böschung ragten Steine hervor. Breite, mächtige Platten oder Kanten, die wie Stufen oder kleine Plattformen wirkten, über die jemand hochsteigen konnte.

Assunga war stehengeblieben.

Sehr genau schaute sie sich die Felsstücke an, sie dachte darüber nach, ließ ihre Blicke an der steilen Böschung hochgleiten, ohne etwas Besonderes erkennen zu können, weil sie an ihrer Oberseite überhing und ihr deshalb die Sicht nahm. Sie mußte dieses Dach erst überwinden, um zu sehen, was sich oberhalb des Hanges verbarg.

Die Hexe schritt an ihm entlang. Unter ihr raschelte das alte Laub.

Manchmal war es auch so glatt und glitschig wie die aus dem Boden wachsenden Wurzeln, aber an diese Fallen hatte sie sich längst gewöhnt und kam auch damit zurecht.

Sie merkte ihre innere Spannung, die sich immer mehr steigerte.

Ihre Gedanken galten einzig und allein dem Mantel des Blutgrafen, den sie unbedingt finden mußte. Erst wenn sie ihn hatte, würde es ihr besser gehen, dann konnte sie sich die Wünsche erfüllen, dann war sie so mächtig, wie sie es sich vorgestellt hatte.

Der Himmel war kaum noch zu sehen. Er interessierte sie auch nicht besonders. Viel wichtiger waren für sie die Schatten, mit denen sich der Wald allmählich füllte.

Auch wenn sie nicht so aussah, fühlte sich Assunga als ein Geschöpf der Finsternis, und genau dies wollte sie unter allen Umständen genießen. Sie blieb dort stehen, wo der Steilhang auslief und wesentlich flacher geworden war, also besser zu begehen.

Zunächst schaute sie hoch.

Stille umgab sie.

Kein Vogel meldete sich, kein Tier huschte an ihr vorbei, der Wald lag in einem düsteren, unheilvollen Schweigen, obgleich sie sicher

war, daß sich über ihr trotzdem etwas tat.

Waren da nicht Schritte zu hören gewesen? Das Tappen irgendwelcher Pfoten auf dem weichen Boden?

Assunga dachte an die Wölfe, die das Ziel bewachen sollten. Sie wäre nicht überrascht gewesen, wenn das eine oder andere Tier plötzlich aufgetaucht wäre.

Die Hexe begann mit dem Anstieg. Obwohl sie schon Stunden unterwegs war, hatten sich ihre Anfangsbewegungen kaum verändert.

Noch immer kletterte sie sehr geschmeidig, und sie mußte zudem zugeben, daß ihr dieser Wald gefiel.

Seine auch tagsüber bleibende Düsternis, seine mächtigen Bäume, die ihr schützendes Dach ausbreiteten, schienen jedes Geheimnis zu wahren und den alten Schrecken zu verbergen.

Das Ziel war nah, sie merkte es an ihrem Hexenblut, das ihr eine Nachricht gab und es bei ihr schaffte, alle Sinne zum Klingen zu bringen. Lange genug hatte sie in einem tiefen Grab verbracht. Erst die Schattenkirche und die Große Mutter hatten dafür gesagt, daß der alte Fluch von ihr genommen worden war.

Ein gutes Omen.

Der Boden des Hangs war an vielen Stellen sehr weich, porös und deshalb nachgiebig. Nur an den Plätzen, wo kleine Steine kantig hervorschauten und eine provisorische Treppe bildeten, fand sie den nötigen Halt, um sich abstützen zu können.

Ihre Hände umgriffen oft genug senffarbene Baumwurzeln, die schräg aus dem Hang hervorwuchsen, und sie brauchte schließlich nur mehr einen großen Schritt nach vorn zu machen, um dieses Gebiet hinter sich zu lassen.

Geschafft!

Sie jubelte nicht, sie blieb stehen, ruhte sich aus und schaute dabei gleichzeitig nach vorn.

Sie stand auf einer ebenen Fläche. Auch sie war bewachsen. Von den braunen Stämmen der Bäume rankten die Äste krumm in alle Richtungen. Hier oben waren die Tannen und Fichten verschwunden. Trotz der Belaubung war Assungas Sicht relativ gut. Sie sah, daß die Lücken von den braungrauen Resten eines alten Gemäuers ausgefüllt wurden, das nur wenigen Menschen bekannt war.

Assunga hatte es gefunden!

Die Hexe stand da und jubelte. Endlich konnte sie sich in die Reihe der Personen einfinden, die diese Ruine schon vor ihr entdeckt hatten, und viele waren es nicht gewesen.

Hierher also hatte sich Vlad Dracula damals zurückgezogen und seine Mußestunden genossen.

Ihre Lippen verzogen sich zu einem Lächeln, als sie näher über das Wort Mußestunden nachdachte. Wahrscheinlich hatte er in Blut

gebadet und sich an den Qualen seiner Opfer geweidet, der er auf hohen Pfählen hatte aufspießen lassen.

Wie tot sah das alte Gemäuer aus. Da lauerte kein Tier, da regte sich kein Vogel. Alles wirkte verlassen, leer, doch Assunga spürte sehr deutlich, daß sich vor ihr etwas ausgebreitet hatte, das sie nicht sehen, nur spüren konnte.

Es war der Hauch des Bösen…

Hier hatte der Tod gewütet, hier war gemordet worden und die Schreie der Opfer irgendwo im Wald verhallt, ohne je gehört zu werden. Wer sich zufällig in diese Gegend verirrte, hätte so schnell wie möglich Reißaus genommen, denn hinter dieser Stille lauerte unsichtbar das Grauen.

Erst nach einer Weile setzte sich Assunga wieder in Bewegung. Sie ging sehr vorsichtig, duckte sich auch, weil sie Ästen und Zweigen ausweichen wollte.

Unter dem Druck ihrer Füße zerknackte knorriges Geäst. Laub raschelte geheimnisvoll, als würden sich dort zahlreiche, kleine Geister verbergen und sich über das Durcheinander, das die Füße hinterließen, beschweren.

Was einmal hier gestanden hatte, war nicht mehr genau zu erkennen. Ein großes Schloß oder eine mächtige Burg konnten es nicht gewesen sein, sonst wären wesentlich mehr Überreste geblieben. Es standen einige Mauern, aber auch ein kleiner Turm, der eine fünfeckige Form auf wies, so daß Assunga der Verdacht kam, daß es sich dabei um einen Pavillon gehandelt haben könnte.

Von den Wölfen sah sie nichts. Mittlerweile rechnete sie damit, daß diese Tiere, die hier leben sollten, ins Reich der Legende gehörten. Sonst hätten sie schon längst angegriffen, denn sie mußten einfach ausgehungert sein.

Zwischen den Mauerresten wuchs das Unkraut sehr hoch. Aber es waren noch gewisse Abmessungen zu erkennen, und die Hexe ging davon aus, daß dort früher Zimmer oder kleine Salons gewesen waren. Bestimmt hatte auch ein Weg hergeführt. Im Laufe der Jahrhunderte jedoch war alles zugewuchert. Sie schob einige Zweige zur Seite und konnte sich dem Pavillon auf dem direkten Weg nähern.

Selbst der schmale Eingang war noch vorhanden. Er bestand aus einem Vorbau, dessen Dach von vier Steinsäulen gestützt wurde.

Moos und Ranken hatten sich darum gewickelt. Die Pflanzen sahen dunkelgrün und auch irgendwie fettig aus.

Im Gegensatz dazu schimmerten die Knochenreste in einem sehr weißen Farbton.

Assunga blieb stehen, als sie die Gebeine sah. Ihre Kehle war plötzlich wie zugedrückt, die Augen brannten, aber die vollen Lippen waren durch ein Lächeln in die Breite gezogen. Sie freute sich

darüber, die Knochen entdeckt zu haben. Sie mußten den Menschen gehören, die den Weg gefunden hatten.

Ihr Fleisch war längst vermodert, das Blut in den Boden eingesickert, doch die Gebeine blieben.

Sie lagen da wie eine schaurige Warnung, und als die Hexe mit dem Fuß auf einen Knochen trat, da zerknackte er unter ihrem Gewicht wie ein Streichholz.

Die weißen Gebeine lagen dicht vor dem Eingang. Bis hierher hatten es die Sucher wohl geschafft, dann waren sie erwischt worden, und sie fragte sich von wem.

Doch die Wölfe?

Hatten sie die Opfer zerrissen?

Assunga drehte sich um, weil sie hinter sich ein leises Rascheln vernommen hatte. Es war nur der Wind gewesen, der mit dem trockenen Laub spielte.

Sie ging weiter auf den Eingang zu. Es war eine ungewöhnliche Kraft, die sie dorthin trieb. Sie hatte einfach das Gefühl, in den Pavillon hineingehen zu müssen, weil sie dort einer Lösung näherkam.

Sie dachte an den Mantel. Wenn er sich hier befand, dann nicht außerhalb der Ruinen, sondern in deren Mitte, und das wiederum war der Pavillon.

Sie betrat ihn.

Die alten Mauern waren noch gut erhalten. Das Fünfeck stimmte.

Nichts war zusammengefallen, selbst das Dach wies keine Lücken auf, nur durch die schmalen Fensteröffnungen konnte der Wind pfeifen.

Assunga ging nicht mehr weiter. Hätte sie das getan, wäre sie nach zwei Schritten schon in die Tiefe gefallen, denn vor ihr öffnete sich ein Schacht.

Und aus ihm quoll etwas hervor, das nicht nur feucht, sondern auch modrig roch.

Leichengeruch…

Er machte ihr nichts aus. Sie hatte lange genug im Grab gelegen und konnte sich auch jetzt noch sehr deutlich an die feuchte, widerlich stinkende Erde erinnern, die reich an Würmern und Käfern gewesen war, die es allesamt auf sie abgesehen hatten.

Bevor sie naher an den Schacht heranging, probierte sie mit dem Fuß die Härte des Boden aus.

Sie war zufrieden.

Nichts würde abbröckeln, nichts würde in die Tiefe kippen. Da konnte sie sicher sein.

Am Schachtrand blieb sie stehen.

Sie hatte damit gerechnet, in ein tiefes Dunkel zu schauen, da unterlag sie einem Irrtum.

Düster war dieser Schacht, aber sie konnte sehr deutlich den Grund erkennen, und sie sah auch, für was dieser Blutgraf Dracula ihn damals benötigt hatte.

Aus dem Schachtboden und als Gitter verteilt, ragten mehrere Pfähle hervor. Ziemlich dick, damit sie ein gewisses Gewicht halten konnten. Am oberen Ende waren sie angespitzt. Assunga strich die Haare zurück, die ihr beim Senken des Kopfes vor die Augen gefallen waren. Kein Detail sollte ihr entgehen, und sie spürte einen nicht gelinden Schauer auf ihrem Rücken, als sie sich vorstellte, was der Pavillon und dieser Schacht in der Vergangenheit alles erlebt hatten.

Noch immer war etwas zurückgeblieben. Man wußte ja, daß Dracula seine Opfer auf die Pfähle gesetzt hatte, wo sie qualvoll gestorben waren.

Reste davon sah sie noch immer.

Wahrscheinlich war es nur einem Zufall zu verdanken, daß an einigen Pfählen noch helle Flecken vorhanden waren. Beim näheren Hinschauen erkannte die Hexe, daß es sich dabei um Knochen handelte, die sich nach dem Tod der Menschen nicht gelöst und auf den Schachtgrund gerutscht waren, sondern an den Pfählen festhingen.

Dieser Ort war sehr wichtig gewesen, der Blutgraf hatte ihn genossen, aber daran wollte die Hexe nicht mehr denken. Sie interessierte sich einzig und allein für den Mantel.

Sie *mußte* ihn haben!

Nur wenn sie dieses alte Kleidungsstück besaß, konnte sie dem neuen großen Vampir Mallmann unter die Augen treten und so etwas wie eine Gleichwertigkeit erringen.

Bisher hatten sie ihr Gefühl und der Instinkt nicht getrogen. Sie war auf der richtigen Fährte gewesen, sie würde auch weiterhin suchen und ließ sich jetzt auf die Knie nieder, damit sie noch näher an den Schachtrand herankommen konnte.

Dann beugte sie den Kopf vor. Der Boden besaß einen feuchten Glanz. Wasser hatte sich auf ihm gesammelt, kleine Pfützen gebildet, über denen Insekten tanzten.

Auch fette Käfer krabbelten über den Boden. All das gehörte dazu, aber nicht der glänzende und wie ausgebreitet wirkende Fleck an der anderen Seite des Schachts.

Das war kein Wasser, das war auch keine Feuchtigkeit, das war überhaupt nichts in der Richtung.

Assunga fand einen anderen Begriff dafür.

Stoff!

Vielleicht mit einem Lederbesatz versehen, um ihn haltbar zu machen. Und ein Mantel bestand eben aus Stoff. Daran hatte sich in all den Jahrhunderten nichts geändert.

Ihre Augen weiteten sich, ohne daß sie es merkte. Sie atmete schneller, zischend, fast wie eine alte Dampflok.

Ja, dachte sie… ja, ich werde ihn bekommen. Ich werde mir einen genügend langen Ast besorgen und den Mantel des Blutgrafen aus der Grube angeln. Und dann würde sie ihn überziehen, um …

Ihre Gedanken wurden Unterbrochen, denn in ihrem Rücken hatte sie ein Geräusch gehört.

Ein ungewöhnliches Rascheln, begleitet von einem leisen, aber dumpfen Pochen.

Als würden Füße auf den Boden gesetzt.

Sie schnellte hoch und drehte sich um.

Vor ihr standen drei Wölfe!

***

Frantisek Marek, von vielen Menschen auch der Pfähler genannt, hatte den Hörer aufgelegt und konnte einen Jubelschrei nicht unterdrücken. In diesen Augenblicken war er überaus glücklich. Endlich hatte er wieder etwas von seinen Londoner Freunden gehört und, was noch wichtiger gewesen war, sie brauchten seine Hilfe. Sie wollten, daß er ihnen zur Seite stand und etwas für sie in die Wege leitete, auch wenn es nicht einfach war, aber davor würde er nicht zurückschrecken.

Er wurde gebraucht, wieder einmal, und er stand auf, holte aus der Schublade seinen Eichenpflock hervor und strich mit zarten Bewegungen über das Holz, während seine Augen einen Glanz bekamen, der an Kampfeslust erinnerte.

Schon immer hatte Marek Vampire gejagt und auch nicht immer Siege errungen. Es war den Blutsaugern gelungen, seine Frau zu einer ihrer Bräute zu machen, und es hatte ein John Sinclair kommen müssen, um sie von ihrem Schicksal zu erlösen.

In der Zeit danach hatte Marek schwer gelitten, aber er hatte es auch geschafft, sich wieder aufzuraffen und den Kampf gegen die Blutsauger erneut aufzunehmen. Diesmal noch härter und stärker.

Es war ein Kampf ohne Ende, das wußte er. Die Vampire würden ihn überleben, doch er nahm sich vor, so viele wie möglich zu vernichten, bevor er sich von dieser Welt verabschiedete.

Diesmal ging es um eine Frau, die keine Vampirin war, sondern eine ins Land eingedrungene Fremde, die möglicherweise Spuren hinterlassen hatte, ohne selbst dabei großartig in Erscheinung zu treten oder aufzufallen.

Eine normale Person war sie nicht, sonst hätte sich nicht John Sinclair mit ihr beschäftigen müssen. Und eine Hexe oder jemand, der mit schwarzmagischen Mächten in Verbindung stand, würde dies möglicherweise beweisen wollen, schon allein, um seinem eigenen

Ego gerecht zu werden.

So etwas hinterließ Spuren.

Obwohl das Regime gestürzt worden war und andere die Regierungsgewalt übernommen hatten, waren alte Seilschaften und Kanäle neu geknüpft oder wieder gereinigt worden. Es gab zwar nicht mehr den gefährlichen Geheimdienst Securitate, aber andere Dienste arbeiteten ähnlich.

Frantisek Marek war nicht auf den Kopf gefallen. Der grauhaarige Vampirjäger mit dem faltigen Gesicht, der manchmal an den älter gewordenen Charles Bronson erinnerte, hatte sich bereits einen Plan zurechtgelegt. Nicht mit Gewalt wollte er an die Person herankommen, sondern durch List und Tücke.

Marek bewohnte noch immer das alte Haus mit dem kleinen Anbau daneben, in der sich eine Schmiede und Reparaturwerkstatt befanden. Um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, führte er zahlreiche Arbeiten durch. Er beschlug ein Pferd ebensogut, wie er es schaffte, eine alte Küchenmaschine wieder heil zu machen.

Und er besaß ein Telefon, was für die Bewohner von Petrila, der kleinen Stadt in den Karpaten, nicht selbstverständlich war. Davon träumten beinahe alle, bis auf den Bürgermeister, den Polizisten und natürlich Marek.

Er saß hinter seinem alten Schreibtisch, gestand sich zu, lange genug nachgedacht zu haben, holte ein zerfleddertes Notizbuch hervor und blätterte darin.

Viele Namen hatte er hineingeschrieben, auch die seiner Freunde aus London, aber auch Telefonnummern von Leuten, die etwas zu sagen hatten und die entsprechende Verbindungen besaßen.

Marek blätterte es durch und fand schnell die Nummer eines Mannes, der in Kronstadt lebte. Er hieß Erich Latic und war Rumänien-Deutscher.

Ein Mann, der gute Verbindungen besaß, der ein Ohr für gewisse Vorfälle besaß, was gerade eine gewisse düstere Region anging, die sich Transsylvanien nannte.

Bis Kronstadt zu telefonieren, klappte fast immer. Auch jetzt kam Marek schon beim ersten Versuch durch. Wieder stand ihm das Glück des Tüchtigen zur Seite, denn Erich Latic meldete sich.

Dessen Stimme hatte sich brummig angehört, heiterte aber auf, als Erich hörte, wer etwas von ihm wollte.

»Himmel, du bist es, Frantisek! Ich hatte schon gedacht, daß irgendein Bonze etwas von mir wollte.«

»Nein, Erich.«

Latic lachte. »Wenn du anrufst, kann es auch gewisse Probleme geben.«

»Schon. Die sind allerdings zu lösen.«

»Dann laß hören.«

Marek wußte, daß Latic so etwas wie ein hoher Verwaltungsbeamter war und gleichzeitig ein Polizeioffizier. Den genauen Titel hatte er nie herausgefunden, wollte Marek auch nicht. Für ihn war wichtig, daß er mit Erich zusammenarbeiten konnte.

Zudem war Latic kein Schwätzer. Wenn er etwas zusagte, wenn er etwas versprach, dann hielt er auch Wort.

Sehr genau hörte er zu, was ihm Marek zu sagen hatte, brummte hin und wieder etwas in den Hörer und holte letztendlich tief Luft, als Marek seinen Wunsch vorgetragen hatte.

Der alte Vampirjäger hatte nicht zuviel verraten, da war er raffiniert, schließlich wollte er keine Pferde scheu machen. Latic hatte aber auch so begriffen.

»Du suchst also eine Frau, von der du nicht weißt, wie sie aussieht. Habe ich recht?«

»So ist es. Eine Fremde, Erich.« Marek wechselte den Hörer in die linke Hand. »Sie kann durch irgend etwas aufgefallen sein, ohne selbst in Erscheinung getreten zu sein.«

»Verstehe.«

»Ist denn in den letzten Tagen etwas Ungewöhnliches passiert, für das ihr keine Erklärung habt?«

Der Atem des Mannes klang laut an Mareks Ohr, und der wiederum besaß ein gutes Gehör und auch Gespür.

»Da war was, nicht?«

»Kann man sagen.«

»Und was, bitte?«

Erich Latic räusperte sich. »Das kann ich dir schlecht sagen, mein Freund, wirklich. Ich… ich darf nicht. Mir sind die Hände gebunden und die Lippen verschlossen.«

»Auch mir gegenüber?«

»Jedem.«

»Dann muß es schlimm gewesen sein.«

Latic gab keine Antwort, aber Marek wollte etwas erfahren und fing damit an, seine psychologischen Tricks auszuspielen. Außerdem malte er eine Bedrohung in den Raum, über die Erich Latic einfach nachdenken mußte und sie nicht so einfach von der Hand weisen konnte.

»Wenn es sich um Kräfte handelt, gegen die normale Ermittlungen nicht ausreichen, Erich, solltest du mich ins Vertrauen ziehen, denn dieser Fall ist möglicherweise nicht auf unser Land beschränkt. Er hat längst internationale Kreise gezogen.«

»Wie meinst du das denn?«

»Ich denke da an England. Aus London habe ich eine Warnung meiner Freunde bekommen. Du weißt ja, wer sie sind.«

»Klar, davon hast du mal erzählt.« Latics Stimme klang gequält. Er machte sich große Sorgen, er war durcheinander und wußte nicht, was richtig oder falsch war.

»Es können übersinnliche Kräfte ihre Hände mit im Spiel haben, Erich. Ich will ja nicht schwarzmalen, aber ich frage dich trotzdem, ob dieser Vorgang, den ich nicht kenne, etwas Unerklärliches an sich gehabt hat. Etwas, das für euch ein großes Rätsel ist. Das kannst du ja zugeben, mein Freund.«

»Stimmt, du hast recht.«

»Dann sag es!« Marek legte Druck hinter seine Stimme. »Mach keinen Fehler, Erich. Raus mit der Sprache! Es ist wirklich besser für dich, glaub mir.«

Der Mann stöhnte auf.

»Spring über deinen eigenen Schatten. Möglicherweise bist du anschließend der Held.«

»Ich gelange in Teufels Küche!«

»Kommst du nicht, wenn du vernünftig bist, Erich. Außerdem weißt du, daß es nur unter uns bleibt. Ich bin verschwiegen, aber ich werde Mittel und Wege finden, um…«

»Schon gut, Frantisek, schon gut.«

»Dann willst du reden?«

Die Antwort glich einem positiven Stöhnen, und Marek spitzte in den folgenden Minuten die Ohren, als sein Bekannter von einem schier unglaublichen Vorfall berichtete, der im Zug von Kronstadt nach Plakac passiert war.

Als der Zug in den Ort einlief, hatte man zwei tote Soldaten in einem Abteil gefunden. Sie waren auf eine ungewöhnliche und schreckliche Art und Weise gestorben, denn man hatte ihnen, aus welchen Gründen auch immer, das Gesicht verbrannt.

Marek wunderte sich. Er brauchte eine Weile, um diese Nachricht zu fassen.

»Bist du noch dran, Frantisek?«

»Klar, Erich. Wirklich nur die Gesichter? Nicht die Körper, nicht die Hände und…?«

»Nur die Gesichter, Freund.«

»Wie sahen sie denn aus?«

Erich lachte bitterböse. »Schlimm sahen sie aus, wirklich schlimm. Man konnte Angst kriegen.«

»Das glaube ich.«

»Aber wir haben nichts gefunden, Frantisek. Wir haben gesucht und überlegt, wir haben nachgeforscht, wir haben uns leider im Kreis gedreht.«

»Gibt es Verdachtsmomente?«

»Nein, überhaupt keine.« Die Antwort erreichte ihn spontan. »Die

Polizei steht vor einem Rätsel.«

»Und was ist mit Zeugen?«

Erich Latic räusperte sich. »Ich wußte, daß du mich darauf ansprechen würdest, Frantisek, und ich muß dir sagen, daß wir eine Zeugenaussage haben.«

»Was besagt sie?«

»Eine Frau hatte sich gemeldet, eine Arbeiterin, die auf dem Feld war. Sie glaubt gesehen zu haben, daß kurz vor dem Einlaufen in Plakac eine Person aus dem Zug gesprungen ist.«

»Mann oder Frau?«

»Das konnte sie nicht sagen.«

Marek überlegte. So unrecht schien die Zeugin nicht gehabt zu haben. Er ging davon aus, daß diese Hexe die beiden Polizisten getötet hatte. Dann hatte sie den Zug verlassen, um nicht aufzufallen. Was bedeutete für eine Person wie Assunga schon ein Sprung aus dem Zug? Das war ein Nichts im Vergleich zu den Kräften, mit denen sie ausgerüstet worden war.

»Warum schweigst du, Frantisek?«

»Weil ich glaube, daß es genau die Person ist, nach der ich suche. Ich bin sogar davon überzeugt.«

Erich Latic räusperte sich. »Wir beide kennen uns, Frantisek. Wir wissen, was wir voneinander zu halten haben. Ich weiß, daß du dir als Vampirjäger einen Namen gemacht und Erfolge errungen hast, obwohl ich noch keinen Vampir gesehen habe. Ich glaube dir jedoch. Deshalb frage ich dich, ob diese Person ein Vampir ist?«

»Nein!«

»Wie beruhigend.«

Marek grinste, als er meinte: »Ich will dir ja die Hoffnung nicht nehmen, Erich, aber als beruhigend würde ich das nicht ansehen. Ganz ehrlich, mein Freund.«

»Warum nicht?«

»Wir müssen damit rechnen, daß eine gefährliche Hexe dieses Land betreten hat.«

Latic lachte so laut, daß sich Marek erschreckte. »Nicht das auch noch, verdammt! Eine Hexe!?« Er lachte wieder. »Jetzt fehlt nur noch, daß du mir mit Trollen, Elfen, Gnomen oder vielleicht sogar mit dem Freund der Hexen, dem Teufel, kommst. Ehrlich, Frantisek, ich will dir ja nichts, aber das halte ich für übertrieben.«

»Ich aber nicht.«

»Also eine Hexe…«

Marek ließ den Mann nicht ausreden. Er zischte seine Worte in den Hörer. »Erich, ich weiß, daß es Hexen gibt. Es gibt auch Vampire, es gibt auch den Teufel, und ich gehe davon aus, daß hier etwas Gräßliches vorbereitet wird. Ich will keinen Teufel an die Wand

malen, aber wir sollten verdammt gut aufpassen.«

Erich Latic brummte etwas in den Hörer. Marek konnte ihn ja verstehen. Was er dem Mann erzählte, war für ihn völlig neu, aber der Pfähler war froh, so rasch eine Spur gefunden zu haben.

»Darf ich dir einen Vorschlag machen, Erich?«

»Fast bitte ich darum.«

»Ich werde nach Plakac kommen und mich dort ein wenig umschauen. Das zum einen.« Er sprach schnell weiter. »Zum zweiten möchte ich von dir wissen, ob es in der Umgebung von Plakac einen Ort gibt, der für Wesen wie diese Hexe besonders anziehend sein könnte. Denn die Person ist nicht grundlos hier erschienen, sie muß ein Ziel haben.«

»O je…«

»Denk nach.«

»Das tue ich«, rief Latic nach einer Weile verzweifelt, »aber Plakac ist ein Kaff. Dorthin verirrt sich niemand.«

»Und doch muß es da etwas geben.«

»Stimmt schon. Nur fällt mir nichts ein.«

»Ist auch nicht dein Bier. Ich werde auf jeden Fall fahren und mich etwas umhören, die Einheimischen wissen sicherlich mehr, denn sie kennen sich aus.«

»Wir haben auch nichts aus ihnen herausbekommen. Ich habe doch die Meldungen auf dem Schreibtisch liegen.«

»Ja, du nicht, auch deine Leute nicht. Ich jedoch werde andere Fragen stellen.«

»Nach Märchenfiguren?«

»Nicht direkt, Erich. Möglicherweise treibt dich der Wind ebenfalls nach Plakac, dann sehen wir uns bestimmt.«

»Mal sehen. Noch eines, Frantisek. Rühre bitte nicht zu tief in der Suppe herum, sonst kannst du einige gefährliche Spritzer mitbekommen, die ins Auge gehen.«

»Keine Sorge, ich reiße mich zusammen. Und vielen Dank für deine Unterstützung.«

»Für dich tue ich fast alles, Frantisek.« Erich Latic quälte sich die Antwort förmlich ab und vergatterte den Pfähler noch dazu, die Informationen für sich zu behalten.

»Du wirst dich nicht beklagen können, Erich.« Als Marek auflegte, war er schweißnaß. Das Gespräch hatte ihn angestrengt, die Informationen waren ihm unter die Haut gegangen, und er dachte darüber nach, ob er sich richtig verhalten hatte.

Ja, besser hätte es nicht laufen können.

Frantisek Marek hatte all die Jahre über viele Dinge gerettet und immer sehr gepflegt.

Dazu gehört auch sein alter VW-Käfer, der bestimmt noch zehn und

mehr Jahre laufen würde, wenn er ihn weiterhin so pflegte. Der Wagen war gut in Schuß, Ersatzteile besaß Marek ebenfalls in Hülle und Fülle, und es gab nicht wenige Personen, die ihn um diesen Wagen beneideten, dem er einen neuen Anstrich verpaßt hatte.

Er leuchtete jetzt grün wie ein Laubfrosch.

Marek ging systematisch vor. In seinem kleinen Bad ließ er die alte Wanne vollaufen, stieg in das Wasser und genoß es, während er über die nahe Zukunft nachdachte.

Er war kein Hellseher, aber er hatte trotzdem den Eindruck, daß sich etwas über seinem Kopf zusammenbraute, das auf keinen Fall unterschätzt werden durfte. Hier rollte etwas an, daß er als Woge des Schreckens ansah.

Noch blieb Dracula II im Hintergrund, aber er traute dieser Hexe Assunga zu, daß sie ihn auch fand.

Und dann würde es schlimm werden…

***

Die Wölfe glotzten Assunga an!

Drei kalte, grausame Augenpaare, vergleichbar mit dem grüngelben Schein heller Laternen. Die Tiere besaßen schmale Köpfe, spitze Mäuler, die sie weit aufgerissen hatten und so ihre bissigen Zähne zeigen konnten.

Die Körper waren mit einem grauen, struppigen Fell bedeckt. Sogar Narben schimmerten durch. Es waren dunkle, schlecht verheilte Verletzungen, die sich die Tiere bei irgendwelchen Kämpfen zugezogen hatten.

Im ersten Augenblick hatte sich Assunga erschreckt. Da hatte sie das Gefühl gehabt, von einem Blitzstrahl erwischt zu werden, hatte sich aber dann daran gewöhnt und merkte, daß die Wölfe eigentlich nicht gekommen waren, um sie zu zerreißen. Das hatten sie mit den anderen Menschen getan, die den Weg hierher gefunden hatten.

Zudem konnten sie kaum einen derartigen Hunger haben, daß sie sich auf Menschen stürzten. Im Winter wäre das anderes gewesen, aber nicht hier. Assunga bewegte sich ebensowenig wie die Wölfe.

Sie schaute gegen die Augenpaare und hatte sehr bald den Eindruck, einen stummen Kampf zwischen Mensch und Tier zu erleben. Wobei sie bei dem Begriff Mensch doch lächeln mußte. Zwar sah sie aus wie ein Mensch, aber sie fühlte sich nicht so. Sie war eine Hexe, sie war etwas Besonderes, und das würde sie auch immer wieder klarstellen.

Die Wölfe bewegten nicht einmal die Augen. Sie hielten die Köpfe gesenkt, was auch nicht normal war und Assunga darauf zurückführte, daß ihr Blick sie bezwungen hatte.

Sie lächelte.

Sie fühlte sich plötzlich gut, denn sie merkte, daß sie Macht über

diese Tiere besaß. Das wäre ihr als normaler Mensch nicht gelungen, aber ihre Hexenkräfte erreichten das.

Sie waren nicht zu messen, sie waren kaum zu begreifen, aber sie kamen von innen, wo das Böse in der Welt eine Insel hinterlassen hatte. Als der erste Wolf seinen Kopf nach rechts drehte und anfing zu winseln, da wußte Assunga endgültig, daß ihr der Sieg über diese struppigen Tiere gelungen war.

Aber reichte das?

Nein, sie wollte mehr, sie wollte es ihnen und auch sich beweisen.

Die Hexe verfolgte mit ihren Blicken die Bewegungen des Tieres.

Der Wolf trippelte einige Schritte zur Seite, aber sie ließ es nicht zu, daß er ihren Einflußbereich verließ. Sie wollte mit ihm spielen, und sie gab ihm auf telepathischem Weg einen bestimmten Befehl.

Der Wolf stoppte.

Der nächste Befehl.

Er drehte sich.

Jetzt stand er so, daß er seine Artgenossen anstarren konnte, und er spürte jetzt den anderen Strom, das Böse in seinem Körper.

Wieder ein Befehl!

Diesmal klappte es noch besser. Der Wolf, der sich bisher nicht bewegt hatte, duckte sich für einen Moment und sprang plötzlich auf seine beiden Begleiter zu.

Dabei riß er sein Maul noch weiter auf. Das Geräusch, das aus seiner Kehle drang, hörte sich böse an.

Im nächsten Augenblick fiel er über das erste Tier her. Er war gnadenlos, und ebenso brutal und rücksichtslos biß er zu.

Seine Zähne schnappten nach der Kehle des anderen Tieres. Sie verfingen sich darin. Er preßte beide Kiefer zusammen, und plötzlich schimmerte die graue Haut am Hals des gebissenen Tieres in einem dunklen Rot, als das Blut aus der Wunde quoll.

Der Wolf ließ nicht los. Er biß weiter, drehte sich dabei und drückte das andere Tier zu Boden, das noch mit den Läufen zuckte und die Pfoten in den weichen Boden zu bohren versuchte, es aber nicht mehr schaffte, denn da hatte ihm der Angreifer bereits die Kehle vollends durchgebissen.

Er war tot.

Die Hexe gab dem Killertier wieder einen stummen Befehl, und der Wolf gehorchte, als wäre in seinem Körper ein Automatismus in Gang gesetzt worden.

Er drehte sich um und trottete zur Seite, als wäre nichts weiter geschehen.

Die Hexe atmete durch, sie lächelte kalt, sie ging auf das Tier zu und streichelte es.

Der Wolf winselte. Seine Zunge schlug aus dem Maul, er leckte das

Blut von der Schnauze weg, dann glitt die Zunge über den Handteller der Hexe, so daß sich das Sprichwort bewahrheitete, daß Tiere einem Menschen aus der Hand fressen können.

Assunga war zufrieden, sehr zufrieden sogar, und sie sprach mit lobenden Worten zu dem Tier.

Der dritte Wolf war in der Nähe geblieben. Er hatte sich bei dem plötzlichen Angriff nur etwas zurückgezogen und kam nun näher.

Mit offener Schnauze und heraushängender Zunge.

Assunga erwartete ihn hockend. Durch Handbewegungen lockte sie ihn und ließ sich auch von diesem Tier ablecken, wobei sie es gleichzeitig als sehr brav lobte und mit der anderen Hand durch das struppige Fell strich. Sie blieb in dieser Haltung, als sie mit den beiden Tieren redete. »Ich habe euch gefunden«, sagte sie leise. »Das Schicksal hatte mich auf eure Spur gebracht, und ich werde euch nicht verlassen. Ihr bleibt an meiner Seite, und ihr werdet mir immer folgen, wenn ich euch rufe. Seid meine Leibwächter.«

Beide Tiere winselten, so daß Assunga dies als Zustimmung aufnehmen konnte und zufrieden war.

Sie stand wieder auf und drehte sich dabei. Ihr düsterer Blick galt dem Pavillon. Sehr gut wußte sie, daß sich dort ihr weiteres Schicksal verbarg, und dies in Form eines Mantels, was eigentlich kaum begreifbar war, aber die Schwarze Magie ging oft genug sehr ungerade und ungewöhnliche Wege, um zum Ziel zu gelangen.

Grauen, Angst, Blut und Tod – das alles hatten die Mauern des Pavillons erlebt und gesehen. Noch immer schwebte in ihrem Innern der Hauch des Todes, der Atem einer blutigen Vergangenheit, die Assunga für sich und ihre Pläne ausnutzen würde.

Als die Wölfe ihr in den Pavillon hinein folgen wollten, hatte sie etwas dagegen und befahl ihnen, draußen zu bleiben und dort auf sie zu warten.

Sie gehorchten sofort und trotteten zurück.

Assunga war zufrieden. Überhaupt konnte sie sich freuen, denn alles lief nach Plan. Abgesehen von den beiden Toten, die nicht hätten sein müssen.

Nicht daß sie die Menschen bedauert hätte, nein, das kam bei ihr nicht in Frage, die ärgerte sich nur, eine Spur gelegt zu haben, und wenn jemand schlau war, konnte er diese Spur aufnehmen, obwohl sie glaubte, daß es zwischen London und Rumänien kaum eine Verbindung gab.

Aber sie durfte die beiden Männer, die Gegner der Schattenkirche, nicht unterschätzen.

Sie hatte sie nie zu Gesicht bekommen, aber sie wußte von ihnen, weil Lilith sie gewarnt hatte.

Kaum war ihr dieser Name in den Sinn gekommen, als sie die Nähe

der Großen Mutter spürte.

Es war wie ein Windhauch, den nur sie spürte, der ihr aber die Botschaft brachte.

Assunga betrat den Pavillon des Schreckens noch nicht. Sie blieb auf der Schwelle des schmalen Eingangs stehen und schaute in das von Feuchtigkeit und Modergeruch durchwehte Verlies.

Und da sah sie das Gesicht!

Nein, nur einen Schatten, eine magische Projektion, die über der Grube schwebte.

Lilith!

Das Gesicht besaß eine kalte Bläue, die auch vor den Augen nicht stoppte.

In ihnen intensivierte sich das Licht sogar, denn dort sah es aus, als wäre es gefroren.

Blaues Eis, ohne Gefühl, eine kalte und gleichzeitig tödliche Botschaft vermittelnd.

Wer als normaler Mensch dieses Gesicht sah, der mußte vor Angst vergehen, nicht die Hexe. Für Assunga bedeutete das Erscheinen der Großen Mutter nicht nur einen Funken Hoffnung, sondern schon eine gewaltige Flamme.

Obwohl das Gesicht nur als Projektion vor ihr schwebte und mehr einem Hologramm glich, schaffte es die Große Mutter, mit ihrer Dienerin zu reden.

Zischend sprach sie Assunga an.

»Du hast es geschafft. Du hast diesen Ort gefunden, und ich freue mich darüber. Ich bin gekommen, um dir zu gratulieren. Du hast mir bewiesen, daß du eine würdige Dienerin bist, aber es kommt noch etwas anderes hinzu. Es ist nicht der einzige Grund, weshalb ich hier bei dir erschienen bin. Ich muß dich warnen.«

Das letzte Wort löste bei Assunga ein Alarmsignal aus. Sofort fragte sie: »Habe ich etwas falsch gemacht?«

»Nein, du nicht. Aber es gibt andere, die nicht lockerlassen, wenn du verstehst.«

»Wie denn?«

»Die beiden…«

Assunga ließ Lilith nicht weitersprechen. Ihre Hände ballten sich zu Fäusten. »Die Männer aus London?«

»Ja, John Sinclair und Suko. Du solltest sie nicht unterschätzen. Sie sind wie Bluthunde. Wenn sie einmal eine Spur gefunden haben, lassen sie nicht locker. Denke immer daran, rechne mit dem Schlimmsten und sei auf der Hut.«

»Sind sie schon hier?«

»Nein!«

Die Hexe atmete auf. »Dann kann ich mich also auf sie vorbereiten,

wenn ich das richtig sehe.«

»Sicher.«

Assungas Augen fingen an zu glänzen. Sie leuchteten dabei wie poliertes Metall. »Wenn ich erst den Zaubermantel des Blutgrafen an mich genommen habe, bin ich so gut wie unbesiegbar. Das kannst du mir glauben.«

»Ich hoffe es für dich!«

»Und ich werde dann zu ihm finden, denn ich weiß genau, daß er noch nach einem Partner sucht. Ich freue mich wahnsinnig auf die Zeit mit Dracula II. Sie wird für mich das Größte überhaupt werden. Ich kenne die genaue Funktion des Mantels nicht. Aber wenn er so reagiert, wie ich es mir erhoffe, dann bin ich, dann bin ich…«

»Abwarten, Assunga, warte es ab. Und denke auch daran, daß manche Dämonen keine fremden Götter neben sich dulden. Da sind sie oft wie Menschen.«

»Meinst du Mallmann?«

»Genau. Er ist sich seiner Macht sehr wohl bewußt. Das weiß selbst der Teufel, und es gefällt ihm nicht…«

»Aber ich will ihm keine Macht nehmen. Ich will nur an seiner Seite sein.«

»Versuch es, Assunga, aber vergiß niemals meine Worte, hörst du? Niemals.«

»Ja, ja, das werde ich machen.« Sie legte den Kopf schief. Die Worte der Großen Mutter hatten sie mehr beunruhigt, als sie zugeben wollte, denn den Teufel wollte sich die Hexe nicht zum Feind machen. Ausgerechnet ihn, den Gehörnten, für den die Hexen immer dagewesen waren, denn sie hatten ihm oft genug gedient. Jedenfalls würde sie sehr behutsam vorgehen und sich nie direkt gegen ihn stellen.

Dennoch brannte ihr eine Frage auf den Nägeln. »Zu wem hältst du denn, Lilith?«

»Ich stehe zu Luzifer!«

»Und der Teufel?«

»Wir gehen uns aus dem Weg, obwohl wir im Prinzip dieselben Ziele haben.«

Assunga war erleichtert. »Das ist gut, so etwas zu hören. Es beruhigt mich ungemein.«

»Dann werde ich dich jetzt allein lassen, Assunga. Lange genug hast du in feuchter Erde liegen und leiden müssen. Diese Zeit ist nun vorbei, du hast Kräfte sammeln können, die sich noch um ein Vielfaches verstärken werden, wenn du den Zaubermantel gefunden hast.«

»Ich habe ihn ja gefunden!« brachte Assunga hervor. »Aber ich weiß nicht, wie ich ihn einsetzen soll.«

»Das ist einfach. Lege ihn nur um.«
»Gut.« Die Hexe nickte. »Kannst du mir auch sagen, was danach geschehen wird?«
»Ich könnte es, aber ich werde es nicht tun. Es soll eine Überraschung für dich werden.«
»Eine gute?«
Das vor ihr schwebende Gesicht veränderte sich nur in Höhe des Mundes, als er sich zu einem Lächeln in die Breite zog. »Ja, eine für dich gute«, zischelte es ihr entgegen. »Das kann ich mit Fug und Recht behaupten. Nun werde ich dich allein lassen und deinen großen Plänen nicht mehr im Wege stehen…«
Assunga hätte gern noch ein Wort des Abschieds hinzugefügt, dazu kam es nicht mehr.
Die Große Mutter zog sich zurück.
Die Erscheinung verlor an Intensität, war letztendlich nur mehr ein dünner, blauer Nebel und dann ganz verschwunden.
Assunga schaute wieder in den leeren Pavillon und gegen die Schachtöffnung.
Sie zitterte, sie wollte es nicht, aber diese Begegnung war für sie ungeheuer stark gewesen. Es kostete sie sogar Anstrengung, sich wieder auf den Zaubermantel zu konzentrieren, denn er war von nun an das Wichtigste in ihrem Dasein.
In den Schacht hinein wollte sie nicht klettern. Nicht aus Angst, daß sie sich aus Versehen selbst aufspießte, er war einfach zu tief, sie hätte Mühe gehabt, dort wieder herauszukommen, und über die Gabe der Teleportation verfügte sie nicht. Sie konnte sich leider nicht selbst von einem Ort zum anderen bewegen.
Assunga verließ das kleine Haus und ging dorthin zurück, wo sie einen Baum fand, der ihrem Vorhaben sehr entgegenkam. Der Baum besaß starke und auch leicht gekrümmte Äste, die wie abgestorbene Arme nach außen hingen. Mit beiden Händen faßte sie einen ihr passend erscheinenden Ast, setzte viel Kraft ein, stützte auch ihren Körper auf und brach ihn mit einem Ruck ab.
Als sie das Knirschen hörte, da umzuckte ein hartes Lächeln ihre Lippen. Geschafft.
Sie schaute sich den Ast noch einmal an, war zufrieden, drehte sich um und betrat mit ihrem Beutestück den kleinen Pavillon. Von der Länge her mußte er ausreichen, um den Boden des Schachts zu erreichen, wo auch der Zaubermantel lag.
Sie blieb dicht vor der Öffnung stehen.
Der Mantel lag noch immer an derselben Stelle und gab seinen leichten Glanz ab. Er war von außen dunkel, aber innen heller abgesetzt, das konnte Assunga gut erkennen, weil eine Ecke des Mantels umgeschlagen war. Warum er innen heller war, wußte sie

nicht.
Daß es allerdings eine Bedeutung hatte, davon ging sie einfach aus.
Assunga kniete neben dem Loch nieder und streckte ihren Arm vor. Sie drückte auch den Ast in die Tiefe. An seinem Ende zeigte er eine leichte Krümmung. Dieses Stück brauchte sie nur unter den Mantel zu schieben, um ihn anheben zu können.
Es klappte nicht sofort.
Daß auch Hexen nervös werden können, merkte sie an sich selbst, als es durch ihren Körper rieselte, sie etwas unbeherrschter wurde, einen zweiten und sogar einen dritten Versuch unternehmen mußte, damit sie das gekrümmte Ende unter den Mantel schieben konnte.
Es klappte…
Ihre Augen leuchteten für einen Moment auf. Triumph erfaßte sie, aus dem Mund drang ein Laut, der schon an ein wollüstiges Stöhnen erinnerte. Wenn sie so weitermachte, mußte es einfach klappen.
Sie drückte ihren Arm in die Höhe und den Mantel gleich mit. Er war nicht leicht, das merkte sie sofort, denn der Ast bog sich sogar nach unten.
Aber er hielt…
Und so hob sie ihn weiter an und sah den Zaubermantel über die Spitze hinweghängen wie einen alten Lappen.
Assunga war voll konzentriert. Durch nichts ließ sie sich noch stören. Die Lippen hielt sie fest zusammengepreßt. Sie schnaufte, sie flüsterte, sie bebte innerlich, sie hoffte, daß der Mantel nicht abrutschte oder der Ast brach.
Mit beiden Händen hielt sie ihn fest, und dennoch konnte sie ein Zittern der Arme nicht vermeiden.
Noch ein kurzes Stück, dann…
Es klappte, sie brachte den Mantel über den Rand, schüttelte ihn vom Ast ab und schleuderte diesen hinter sich.
Dann fiel sie mit einem leisen Schrei auf den Lippen zurück, und sie merkte, daß sie nicht mehr auf dem Boden lag, sondern auf dem Stoff des Zaubermantels.
Sie konnte nicht anders, mußte in dieser Stellung bleiben und die folgenden Minuten genießen.
Wenn sie daran dachte, daß dieser Mantel einmal dem Blutgrafen Dracula gehört hatte und sich jetzt in ihrem Besitz befand, konnte sie das Glück kaum fassen, das sie wie eine gewaltige Woge überschwemmte. Sie hatte das Gefühl, weinen, schreien und lachen zu müssen. So etwas hatte sie noch nie erlebt, denn dieser Triumph war einmalig und würde sich auch nicht wiederholen lassen.
Irgendwann stand sie auf.
Die Sonne war zwar nicht untergegangen, aber so tief gesunken, daß sich ihre im spitzen Winkel herabfallenden Strahlen bereits farblich

verändert hatten und in einem hellen Rot glühten, das sich wie eine breite Fahne in den dichten Wald hineintastete und zahlreiche Lücken mit seinem Schein ausfüllte.

Rot wie Blut…

Die Hexe dachte automatisch daran und lächelte. Noch zog sie den Mantel nicht über. Nicht etwa, daß sie sich vor ihm gefürchtet hatte, sie wollte ihn nur nicht so schmutzig anziehen. Deshalb breitete sie ihn vor dem Pavillon auf der Erde aus und begann damit, ihn zu säubern, beobachtet von den beiden Wölfen, die in angemessener Entfernung hockten und ihr aus ihren gelben Raubtieraugen zuschauten. Um den toten Artgenossen kümmerten sie sich nicht. Sie fraßen ihn auch nicht auf. Das wäre im Winter und bei starkem Frost anders gewesen.

Mit den Händen reinigte die Hexe zunächst die Außenseite des Zaubermantels. Sie befreite ihn vom klebrigen, alten Laub, von irgendwelchen Holz- und Rindenstücken, die im Laufe der Zeit auf ihn gefallen waren, und sie merkte dabei, daß er nicht aus normalem Stoff bestand, sondern tatsächlich aus einem Material, das Ähnlichkeit mit Haut oder dünnem Leder aufwies.

Ungewöhnlich…

Als sie zufrieden war, drehte sie ihn um. Assunga hatte ihn extra dorthin gelegt, wo Gras einen grünen Teppich bildete. Sie wollte das gute Stück nicht noch einmal anschmutzen.

Das Innere schimmerte in einem Senfgelb. Zuerst strich sie mit den Kuppen der Finger darüber hinweg. Dabei hatte sie das Gefühl, als würde er aus Haut bestehen, was sie sich nicht vorstellen konnte, aber es akzeptieren mußte.

Sie ließ sich Zeit. Sie hatte den Zaubermantel gefunden, und niemand würde ihr diesen wichtigen Gegenstand jetzt noch wegnehmen können. Er, sie und Mallmann – welch eine Allianz, welch eine Macht. Sie wagte kaum, darüber nachzudenken, dann wurde ihr schwindlig.

Ihr Lächeln war eisig und freudig zugleich, als sie aufstand, dabei den Mantel nicht losließ und ihn ebenfalls in die Höhe zog. Sie hielt ihn am oberen Rand fest, hob die Arme und stellte fest, daß er sehr gut und auch glatt fiel, wobei er sich an seinem Saum sehr verbreiterte und somit dort eine glockenförmige Form bekommen hatte.

Wunderbar…

Dann schaute sie sich die Schulter- und Halsgegend genauer an.

Irgendwo mußte der Mantel ja festzustellen sein, damit sie ihn beim Gehen nicht verlor. Außerdem stimmte der Begriff Mantel nicht so recht, es war mehr ein breiter Umhang, den sie in den Händen hielt.

Bisher hatte sie auf die Rückseite geschaut, nun drehte sie den Mantel um und sah, daß sich durch den oberen Kragen ein schmales, dunkles Band zog.

Von zwei Seiten mußte es aufeinander zugeführt und verhakt werden, dann saß er fest.

Nur einfach einen Knoten bilden? War das nicht zu simpel für ein derartiges Kleidungsstück?

Sie schaute genauer nach.

Und entdeckte die Brosche, die unter dem verstärkten Kragen festklemmte.

Plötzlich zitterten ihre Hände, denn sie wußte jetzt Bescheid, daß sie die Lösung gefunden hatte.

Die Brosche bestand aus Gold, das im Laufe der langen Zeit eine grünliche Patina angesetzt hatte. Trotzdem wußte Assunga, daß sie ihre Funktion nicht verloren hatte.

Sie untersuchte die Brosche genauer und meinte, auf der Oberfläche eine Fratze zu erkennen. Hundertprozentig sicher war sich Assunga allerdings nicht.

Jedenfalls besaß die Brosche an den Außenseiten zwei Haken oder Ösen, durch die das Band geführt werden konnte.

Praktisch und einfach.

Sie löste die Brosche und befestigte das Kragenband an der linken Öse. Zweimal knoteten sie es zusammen.

Fertig.

Jetzt konnte sie ihn umlegen und merkte plötzlich, daß ihre Knie weich geworden waren.

Nur noch Sekunden trennten Assunga von dem großen Ziel…

***

Frantisek Marek hatte den kleinen Ort Plakac erreicht, der ihn irgendwie an Petrila erinnerte, aber wer konnte schon in diesem Tal des Landes große Unterschiede bei einzelnen Dörfern oder kleinen Städten feststellen? Das waren die wenigste.

Marek hatte den VW-Käfer in der Nähe des Bahnhofs abgestellt, weil er einen zentralen Platz brauchte. Freie Parkflächen gab es genügend. Wer hier lebte, konnte sich kaum ein Auto leisten.

Im Gegensatz zu den nördlichen und nordwestlichen Teilen Europas hatte in Rumänien längst der Sommer Einzug gehalten. Selbst in den Bergen war es heiß, und auch die dunklen Wälder schienen unter dem Druck der heißen Strahlen zu stöhnen.

Es war kurz nach Mittag. Marek wußte, daß die meisten Orte um diese Zeit leer waren, besonders bei dieser drückenden Hitze, aber hier sah er eine andere Szenerie.

Die beiden ungewöhnlichen Morde hatten die Bewohner nicht nur aufgeschreckt, sie hatten auch dafür gesorgt, daß Polizei in den Ort gekommen war.

In der Nähe des Bahnhofs sah er die Wagen der Polizisten. Er zählte

vier, sie alle waren leer, denn die Beamten hatten sich im Ort verteilt.

Wahrscheinlich führten sie Verhöre durch. Viel würden ihnen die Bewohner nicht sagen können, aber darauf kam es Marek auch nicht an. Er wollte seinem Instinkt folgen und den Polizisten nicht unbedingt in die Quere laufen.

Wohin?

Gaststätten waren oft Orte, wo man sich traf, viel redete, auch viel spekulierte, wo einiges zusammengetragen wurde und jeder seine eigene Meinung sagen konnte.

Leider war der Pfähler fremd in Plakac. Er kannte keinen Menschen, aber das wollte er ändern.

Obwohl sich Marek im Prinzip als einen Einzelgänger bezeichnete, konnte er, wenn es sein mußte, sehr kontaktfreudig sein und auf die Menschen zugehen.

Diese Fähigkeit mußte er hier wieder anwenden, und er ging auf das Bahnhofsgebäude zu, in dessen Schatten die Dorfköter und die Katzen Siesta hielten.

Unter seinen Füßen wallte der Staub bei jedem Tritt auf. Er betrat das Gebäude und hatte eigentlich damit gerechnet, Polizisten zu sehen, statt dessen hörte er die Stimmen aus einem Raum klingen, in dem eine Kneipe untergebracht war.

Die Tür war nicht verschlossen. Marek betrat den Raum, sah die Wolken aus Tabaksqualm und hörte auch die Stimmen der Gäste, die ihn wie Rauschen erreichten.

Es gab eine kleine Theke, an der die Männer standen und mit der Wirtin redeten.

Marek hielt sich im Hintergrund auf, mischte sich nicht ein, sondern hörte zunächst nur zu.

Es gab nur ein Thema – die beiden Morde!

Jeder wollte etwas sagen, im Prinzip aber wußte niemand etwas Genaues. Die Stimmen schwirrten hin und her, die Männer hatten ihre Meinung, und auch die Wirtin gab ihren Senf dazu. Die Frau, die als angebliche Zeugin von den Polizisten verhört worden war, und sie wußte auch, was sie gesehen hatte, was sie noch einmal wiederholte, während sie das Bier in die großen Gläser schäumen ließ.

Sie entdeckte Marek. »Auch ein Bier?«

»Gern.«

Er bekam es wenig später. Sein rechter Nebenmann drehte sich um. Er roch nach Mörtel und Schweiß und trug die Kleidung eines Bauarbeiters.

Marek trank, nickte und lächelte.

»Fremd hier?« fragte der bärtige Bauarbeiter.

»Ja. Ich komme aus Petrila und will hier Pause machen. Eigentlich wollte ich nach Jugoslawien fahren, aber da traut sich kaum noch

jemand hin. Da wohnt ein Freund von mir.«

»Die kriegen noch Ärger, die Jugos.«

»Kann ich mir denken.« Marek trank wieder. »Aber Ärger habt ihr doch auch hier, oder?«

»Wieso?«

Der Pfähler lächelte. »Ich habe zufällig zugehört. Hat es hier tatsächlich zwei Leichen gegeben?«

»Nicht hier, im Zug.«

»Fahrgäste?«

»Nein, zwei Männer von der Miliz.« Der Mann senkte seine Stimme. »Daß keiner von uns Mitleid mit denen hat, ist klar. Die haben uns genug terrorisiert, aber ich will dir was sagen. Bei den Morden ist es nicht mit rechten Dingen zugegangen. Das sagen alle hier.«

»Wieso denn nicht?«

»Die Toten hatten verbrannte Gesichter. Richtig verkohlt.«

»Hast du sie gesehen?«

»Nein, aber das erzählt man sich. Und der Täter muß im Zug gewesen sein, denn jemand hat gesehen, wie eine Gestalt kurz vor dem Bahnhof aus dem fahrenden Zug gesprungen ist.«

»Und die wird nun gesucht?«

»Ja. Es wird auch noch mehr Polizei, und Miliz hier erscheinen. Dann durchkämmen sie die Wälder, um den Mörder zu stellen. Das schaffen die auch, glaube ich.«

Marek trank einen Schluck Bier. »Wieso den Mörder?« murmelte er. »Kann es nicht auch eine Mörderin gewesen sein?«

Sein Nachbar starrte ihn an. »Wie kommst du denn auf so was?«

»Ach – nur so.«

»Unsinn, doch keine Frau!«

Marek nickte. »Wahrscheinlich hast du recht. Wenn alles stimmt, so frage ich mich, was den Täter dazu getrieben hat, die beiden ausgerechnet hier in dieser einsamen Gegend zu töten? Sie ist so gut wie menschenleer. Gut, da sind die Wälder, aber wenn sie durchsucht werden und man Bluthunde einsetzt, verringern sich die Chancen doch.«

»Das wird man auch!«

»Dann hat der Täter keine Chance.«

»Glaube ich auch.«

Marek strich über seine Lippen. Bevor sich sein Nachbar wieder einem anderen Gast zuwenden konnte, nahm er das Thema auf und bestellte noch zwei Bier.

»O danke.«

»Keine Ursache. Ich bin ja froh, daß ich Unterhaltung habe.« Er tippte dem Bauarbeiter auf die Schulter. »Gibt es hier denn einen einigermaßen sicheren Ort, an den sich der Täter zurückziehen

könnte? Ein Versteck.«
»Nicht hier im Ort.«
»Ich denke da an die Berge, die Wälder. Gibt es dort Höhlen oder alte Hütten, die von Wanderern benutzt werden?«
Der Mann schüttelte den Kopf. Auf seinem Haar lag noch Mörtelstaub und hatte es grau gepudert. »Nein, das auf keinen Fall. Keine Höhlen, soviel ich weiß.«
Sie bekamen ihr Bier, prosteten sich zu, und Marek fragte. »Was ist denn mit den Hütten?«
»Auch nicht.« Der Arbeiter wischte Schaum von seinen Lippen.
»Höchstens Ruinen.«
»Wie?«
»Ja, Ruinen in den Bergen, Ruinen oben im Wald. Früher haben dort mal Burgen oder kleine Festungen gestanden. Sie waren von irgendwelchen Raubrittern besetzt. Im Laufe der Zeit sind allerdings nicht alle verfallen, Reste stehen noch immer.«
»Warst du schon mal dort?«
Der Mann lachte so laut, daß er bei den anderen Gästen in der Finte auffiel. »Nein, da war ich noch nie. Da kriegt mich auch keiner hin, kann ich dir sagen. Etwas Mühsameres, als dort hochzusteigen, kannst du dir gar nicht vorstellen. Ich weiß, daß es vereinzelte Ruinen gibt, habe sie aber selbst nicht gesehen.«
»Und sie sind sehr alt.«
»Klar. Einige von ihnen haben sogar Geschichte gemacht, oder es ranken sich Legenden darum.«
»Welche denn?«
»Meinst du die Legenden?«
»Genau die.«
»Jetzt sage ich dir das gleiche, was ich schon manchem Touristen gesagt habe. Du kennst ja unseren großen Blutgrafen, den Vlad Dracula. Das muß dir ein Begriff sein.«
»Klar.«
»Und angeblich soll Dracula dort oben in den Wäldern einen Sitz besessen haben. Ein kleines Haus, man spricht von einem Lusthaus, von einem Pavillon, der ihm gehört hat.«
»Was trieb er denn dort?«
Der Mann brachte seinen Mund ziemlich nahe an Mareks Ohr, weil er nur flüstern wollte. »Man sagt, daß er da oben auch gepfählt hat. Aber nagle mich nicht darauf fest, denn ich kann es nicht beweisen. Ich werde es natürlich all den Fremden erzählen, die zu mir kommen und mich danach fragen.«
»Kommen denn viele Fremde?«
»Überhaupt nicht.« Er winkte ab und hätte dabei fast sein Glas umgestoßen.

»Dann wird der Pavillon auch kaum besichtigt – oder?«

»Nein.«

Auch Marek trank wieder. »Liegt er denn weit von hier entfernt? Ich meine, wie lange müßte man laufen?«

Sein Thekenkumpan starrte ihn an und schüttelte den Kopf. »Was soll das denn?«

»Wie?«

»Du fragst, als wolltest du dorthin gehen?«

Diesmal lachte Marek. »Ich? Schau mich doch an. Ich mit meinen alten Knochen kriege kaum ein Bein vor das andere. Nein, mein Freund, da irrst du dich.«

»Wer so fragt…«

»Ich habe eben Zeit. Ich bin allein, reise mal durch das Land, solange es mein alter Wagen noch tut. Außerdem rede ich mal gern mit anderen Menschen.«

Der Bauarbeiter schlug Marek jovial auf die Schulter. »Ist ja auch kein Fehler, und wir alle sollten stolz auf unser Land sein, auch wenn nicht alles optimal ist.«

»Wo findest du das schon?«

»Da hast du auch recht.«

Da die Wirtin zufällig in ihre Richtung schaute, winkte Marek ihr zu und bewegte dabei den Daumen gegen den Zeigefinger, was die Frau sofort begriff.

Marek zahlte und wünschte seinem Gesprächspartner noch einen schönen Tag.

»Was hast du denn vor?«

»Ach, ich werde wohl bald weiterfahren. Aber heute habe ich keine Lust mehr. Morgen oder übermorgen.« Die nächsten Worte wisperte er. »Außerdem bin ich gespannt, ob der Täter wirklich erwischt wird.«

»Wenn sie es schaffen, kann es dauern. Ich habe das Gefühl, daß sie sich an der Tat die Zähne ausbeißen.«

»Da kannst du recht haben.« Mit diesen Worten verließ Marek die kleine Finte.

Vor dem Bahnhofsgebäude hatte sich nichts verändert. Der Platz lag noch immer im Schein der Sonne, als sollte die Erde durch die Strahlen gebraten werden.

Am Ortsrand war eine dichte Staubwolke aufgequollen, die weiter in das Dorf hineinwanderte. Schon sehr bald hörte Marek Motorenbrummen, und wenig später bog ein mit Polizisten besetzter Mannschaftswagen auf den Bahnhofsvorplatz ein.

Marek wunderte sich darüber, wie schnell die Behörden reagiert hatten. Jetzt ließen sie nichts mehr anbrennen, die beiden Taten lagen ihnen im Magen.

Marek schaute zu, wie die Männer von der Ladefläche sprangen, um

sich in Reih und Glied aufzustellen. Ein Offizier baute sich vor ihnen auf und hielt eine kurze Rede. Der Pfähler bekam einige Wortfetzen mit. Er erfuhr, daß die Gegend jetzt systematisch abgesucht werden sollte und daß auch noch zwei Hubschrauber kommen würden.

Für all das hatte Frantisek nur ein Lächeln übrig. Obwohl er keine Beweise hatte, wußte er es besser. Er konnte sich vorstellen, daß diese Hexe den Pavillon im Wald bereits erreicht hatte, um dort ihr Unwesen zu treiben.

Dracula II und sie!

Marek schüttelte sich, als er daran dachte. Vielleicht traf sie dort oben sogar auf Will Mallmann.

Er drehte sich nach links, um gegen die Berge sehen zu können.

Wie ein kantiges, düsteres Auf und Ab gewaltiger, starrer Wellen lag die Umgebung in der heißen Sonnenglut. Nichts regte sich dort, die dicht belaubten und benadelten Bäume verwehrten jeden Blick.

Aber wer sich auskannte, der würde sein Ziel immer erreichen.

Wäre Marek zwanzig und mehr Jahre jünger gewesen, hätte er sich auf den Weg gemacht.

So aber mußte er in Plakac bleiben und auf seine Freunde John Sinclair und Suko warten. Er hatte beim Bürgermeister von Petrila hinterlassen, wo er zu finden war.

So konnte er nur hoffen, daß nicht zuviel Zeit verstrich, die die andere Seite dann für sich nutzen konnte.

Die Polizisten waren weggetreten. Auch Marek verließ seinen Platz im Schatten. Mit müden Schritten ging er zu seinem Wagen, stieg ein und fuhr los, um sich ein Quartier zu suchen.

***

Assunga war selig, war happy, war überglücklich und schwebte wie auf Wolken.

Das alles nur, weil sie es endlich geschafft hatte, den Mantel zu finden und in ihren Besitz zu bringen.

Besser hätte es nicht laufen können.

Die Sonne war noch tiefer gesunken, die Schatten hatten sich verlängert, sie krochen gegen die Berge, deren Gipfel noch hell glühten, wobei ihre bewaldeten Hänge jedoch von einer dichten und tiefen Finsternis bedeckt wurden.

Die Dunkelheit war ihre Zeit, da fühlte sie sich wohler, und sie mochte besonders das Zwielicht.

Als sie mit dem Mantel in der Hand einige Schritte vorging, hoben die beiden Wölfe ihre Köpfe, um sie anzuschauen. Sie lächelte ihren vierbeinigen Leibwächtern nur zu und stellte sie allein durch diese Reaktion zufrieden.

Den Mantel hielt sie an seinen Schultern fest und ließ ihn nach unten

fließen.

Er war ziemlich schwer, und wenn ein leichter Wind gegen ihn wehte, bewegte er sich nur träge.

Assunga wußte nicht, was geschehen würde, wenn sie ihn überstreifte und die Brosche festklemmte. Vor Überraschungen würde sie nie sicher sein, aber sie glaubte nicht daran, daß er auf sie negativ reagierte.

Nein, er würde sie ihrem Ziel und ihren Wünschen näherbringen, das stand für sie fest.

Assunga wollte sich das neue alte Kleidungsstück dort umhängen, wo sie vom Geäst der Bäume nicht gestört wurde, weil sie noch Schwung holen mußte, damit der Mantel richtig über ihre Schultern floß.

Sie fühlte sich wie ein Kind kurz vor dem Beginn der Schule. Sie war glücklich, aber auch aufgeregt.

Vor ihr lag ein anderes Leben, ein neuer Weg.

Die Hexe zögerte keine Sekunde mehr. Sie drehte sich, sie drehte den Mantel, sie ging dabei etwas in die Knie, schleuderte den Umhang dann so geschickt, daß er über ihre Schultern floß und sogar darauf liegenblieb, als wäre er nur für sie gemacht.

Noch hatte die Hexe die Brosche nicht geschlossen. Zunächst einmal genoß sie das Gefühl, den Mantel des Blutgrafen überhaupt tragen zu können und zu dürfen.

Innerlich jubelte sie, drehte sich im Kreis und bekam mit, daß sich der Mantel unten öffnete wie eine Glocke.

Er schwang so wunderbar und schien dabei die ganze Welt umarmen zu wollen.

Auch den beiden Wölfen war die Veränderung aufgefallen. Sie taten noch nichts, warteten ab und lauerten eigentlich darauf, daß Assunga sich wieder an sie wandte.

Daran dachte sie nicht im Traum.

Sie mußte den Zaubermantel schließen. Ihre Finger suchten die Brosche, fanden sie und auch das Band, das noch an der linken Seite nicht mit der Öse verbunden war.

Jetzt kam es darauf an.

Jetzt war die Sekunde der Wahrheit da.

Assungas Finger zitterten nicht mehr. Mit ruhigen Bewegungen, als hätte sie es schon öfter getan, schloß sie die Brosche und stellte die Magie wieder her.

Und die Verbindung klappte!

***

Assunga wußte nicht, ob sie sich selbst schreien hörte, oder es andere Rufe gewesen waren, die ihre Ohren erreichten. Jedenfalls veränderte sich bei ihr alles.

Genau in dem Augenblick, als sie den Mantel geschlossen hatte, passierte es.

Da war diese Welt mit einem Mal verschwunden, und auch die Hexe war nicht mehr zu sehen, denn die beiden Wölfe starrten auf eine leere Fläche, jaulten auf und gebärdeten sich wie toll.

Ihre Herrin war nicht mehr da!

Assunga aber konnte nicht mehr unterscheiden, ob sie einen Sturm der Gefühle erlebte oder ob dieser Orkan von außen her gegen sie anbrandete.

Es war nicht mehr ihre Welt, es war nicht mehr ihre Zeit – es war die Vergangenheit!

Das merkte die Hexe, als sie plötzlich wieder zu sich selbst fand und die Augen weit öffnete.

Sie stand auf einer Lichtung, sah zwar noch die dunklen Wälder, aber die waren sehr weit entfernt. Man hatte sie an dieser Stelle abgeholzt, um Platz für ein kleines Gebäude oder auch für einen Pavillon zu schaffen, an den einige Bauten angegliedert worden waren, die mit ihren kleinen, fensterartigen Luken aussahen wie Kerkerzellen.

Assunga kannte die Umgebung nicht, obwohl sie noch immer auf demselben Fleck stand. Im Laufe der Jahrhunderte hatte sich vieles verändert, war einiges zerstört, aber auch von der Natur überwuchert worden.

Sie dachte nach, aber sie kam zu keinem Ergebnis. Sie hatte sich ja nicht gewünscht, in diese Zeit hineinzugleiten, das war allein dadurch geschehen, weil sie den Mantel um ihre Schultern gehängt hatte.

Es war ein Zaubermantel, daran gab es jetzt keinen Zweifel mehr.

Wenn sie ihn umlegte und die Brosche schloß, konnte er sie in die Vergangenheit bringen, und sicherlich war es auch möglich, diesen Vorgang zu lenken. Das heißt, sie würde sich wünschen können, wo sie landete. Und der ihr gehorchende Mantel trug sie dann dorthin.

Ein Wahnsinn, aber herrlich.

Assunga konnte sich nicht mehr beherrschen. Sie mußte ihren Gefühlen einfach freien Lauf lassen und schrie ihre Freude hinaus. Sie hörte ihren Schrei verhallen, aber dabei blieb es nicht, denn sie wollte noch etwas anderes ausprobieren. Sie konzentrierte sich wieder auf ihre Zeit, aus der sie gekommen war.

Ein kurzer Gedanke reichte aus, dann war sie da.

Sie sah die Wölfe, sie sah die Überreste des Pavillons und die zugewachsene Lichtung. Was würde ein Vampir wie Dracula II wohl dazu sagen, wenn sie ihm berichtete, daß sie den echten Vlad Dracula gekannt hatte?

Er würde staunen, er würde sie vielleicht verehren und sie als Partnerin an seine Seite nehmen. Einen besseren Einstand konnte sie nicht haben.

Wieder konzentrierte sie sich. Gleichzeitig lief einer der Wölfe los, um die Hexe zu erreichen. Das Tier sprang ins Leere. Assunga war verschwunden.

Sie befand sich längst in der Vergangenheit, um Vlad Dracula einen Besuch abzustatten…

ENDE des ersten Teils